

Peter Terrid

Der Planetenmörder

Die Hauptpersonen des Romans:

Barton Devine — Ein Leutnant des Terrestrischen Geheimdiensts auf Urlaub

Vaughn, Norman, Wardon und Panos

— Die Mitglieder von „Adventures Inc.“ erhalten einen neuen Auftrag

Chakra - Eingeborener des Planeten Lykander VIII

Okur - Ein Wissenschaftler plant einen Putsch

Derfnam - Ein Mediziner macht ein folgenschweres Experiment

1.

Barton Devine machte Urlaub; der Leutnant des Terrestrischen Geheimdienstes lag am Strand von Orthophol und ließ sich von den Strahlen der Sonne Lykan langsam bräunen. Lykander VIII hatte als Urlaubswelt einen vorzüglichen Ruf; die Aufsplitterung der Landmasse des Planeten in Tausende von kleinen und größeren Inseln hatte zur Folge, daß Badefreudigen mehrere zehntausend Kilometer feinsten Sandstrandes zur Verfügung standen. Devine hatte lange für diesen Urlaub gespart, daher konnte er sich einen kleinen Bungalow leisten, der einige hundert Meter landeinwärts stand.

„Gefällt es Ihnen, Mister?“ hörte Devine eine klare Mädchenstimme fragen.

Der Leutnant rollte sich auf den Rücken und sah nach oben; das Mädchen lächelte auf Devine herab. Ungeniert musterte der Leutnant das Mädchen, was durch die knappe Badekleidung sehr erleichtert wurde. Blondinen hatte der Leutnant schon immer den Vorzug gegeben, zumal wenn sie grünliche Augen hatten und derart gut gewachsen waren.

„Ich bin entzückt!“ beantwortete Devine die Frage des Mädchens. „Von diesem Strand, von meinem Bungalow, der Insel, der Welt – und Ihrem Anblick!“

„Sie sind ein Schmeichler, Leutnant!“ meinte das Mädchen freundlich und setzte sich neben Devine in den warmen, feinkörnigen Sand. Der Leutnant richtete sich ruckartig auf und starnte das Mädchen an.

„Woher wissen Sie, daß ich Leutnant bin?“ fragte er mit plötzlich erwachtem Mißtrauen.

„Immerhin trage ich meine Rangabzeichen nicht eintätowiert!“

„Sie sehen aus wie ein Leutnant, bewegen sich dementsprechend - ich wußte es

einfach!“ antwortete das Mädchen. Sie holte aus der Segeltuchtasche, die sie an einem bestickten Band über die Schulter gehängt hatte, ein Zigarettenetui und bot dem Leutnant an.

Devine lehnte ab und forschte weiter:

„Wieso sehe ich wie ein Leutnant aus?“

Das Mädchen zündete die Zigarette an und machte ein paar Züge, dann erklärte es lachend:

„Sehen Sie, ich habe acht Semester Psychodiagnostik studiert. Dabei bleibt allerhand hängen, selbst wenn man keine einzige Vorlesung besucht. Das einzige, was ich von meinem Studium vorzuweisen habe, ist eine Handvoll E-Scheine!“

Devine grinste anzieglich; er kannte die berühmten E-Scheine aus seiner eigenen Studienzeit. Der Erwerb dieser Scheine setzte voraus, daß der Kandidat ein Semester lang mindestens eine Stunde pro Tag im Erfrischungsraum der Universität verbrachte - daher der Name E-Schein für ein Dokument, das es in Wirklichkeit überhaupt nicht gab. „Und warum haben Sie Ihr Studium nicht abgeschlossen?“ erkundigte sich Devine neugierig.

Das Mädchen seufzte leise.

„Sehen Sie mich an!“ klagte sie. „Ich komme von Roxande II. Dort ist man noch ziemlich rückständig. Ein Mädchen muß entweder hübsch sein oder intelligent, um im Leben zurechtzukommen. Beides zusammen ist für den Normalmann von Roxande II zuviel des Guten. Da ich nicht einsam sein wollte, laufe ich nunmehr als Dummchen durch den Kosmos!“

„Gefällt Ihnen die Rolle?“ wollte der Leutnant wissen.

„Nicht sehr gut!“ meinte das Mädchen seufzend. „Es ist schrecklich schwer, sich wesentlich dümmer zu stellen, als man in Wirklichkeit ist. Übrigens heiße ich Tisha!“

„Devine, Barton!“ stellte sich der Leutnant vor. „Im Augenblick beurlaubter Leutnant beim Terrestrischen Geheimdienst!“

„Obendrein Hypoconder, Nichtraucher, Nichttrinker und Kartenmuffel!“ ergänzte das Mädchen. „Außerdem arbeiten Sie im Büro und haben noch nie einen Einsatz mitgemacht!“

„Heiliger langer Kometenschweif!“ stöhnte der Leutnant. „Woher wissen Sie das alles?“

„Ganz einfach!“ erklärte das Mädchen. „Ihre Haut ist so weiß wie der Bauch eines Fisches. Sie kommen folglich nur selten ins Freie. Und Sie lehnten meine Zigaretten mit einem so angeekelten Gesichtsausdruck ab, daß ich sofort den Abstinenzler witterte. Agenten - ich meine richtige -, die sehen ganz anders aus. Sie sind hochgewachsen, hager, tragen kurzgeschnittene Haare und einen verächtlichen Zug um die Mundwinkel! Dazu haben sie ausgebeulte Jackets, stahlgraue Augen und eine unwiderstehliche Anziehungskraft für kleine dumme Mädchen wie mich!“

Devine dachte an seine Bekannten, die Mitglieder von Adventures Inc. und kicherte unterdrückt. Das Mädchen begann ihm zu gefallen.

„Sie sind ein Spießer reinsten Wassers!“ fuhr das Mädchen fort. „Aber ich mag Spießer; wenn sie älter werden, bekommen sie dicke Bäuche, wesentlich mehr Gehalt und werden sehr gemütlich und spendabel!“

Devine fühlte sich etwas unwohl; er wußte nicht ganz, ob das Mädchen ihn veralberte oder wirklich meinte, was sie daherplapperte. Unwillkürlich sah er an sich herunter; dank seiner asketischen Lebensweise war von einem Bauch noch nichts zu sehen.

„Reden wir von etwas anderem!“ schlug der Leutnant vor. „Ich bin nicht nach Lykander VIII geflogen, um an meinen Beruf und meine Vorgesetzten erinnert zu werden. Womit verdienen Sie eigentlich Ihren Lebensunterhalt?“

„Ich bin Stewardeß auf einem der Urlaubsschiffe!“ erzählte Tisha fröhlich. „Meine Hauptaufgabe besteht darin, kurze Röcke zu tragen, sehr viel mit den Augen zu zwinkern und zudringlichen terranischen Spießern Ohrfeigen zu verabreichen. Mehr habe ich nicht zu tun!“

„Aua!“ sagte das Mädchen plötzlich und klatschte mit der Hand auf ihre Schulter. „Was ist?“ erkundigte sich Devine besorgt.

„Nichts Besonderes!“ wehrte das Mädchen ab. „Nur eine Stechfliege. Davon gibt es hier etwa so viele wie Sandkörner an der Küste. Manchmal können sie zu einer echten Landplage werden!“

„Sie sollten einen Arzt aufsuchen, Tisha!“ schlug Devine vor, der sofort an Seuchen und ähnliches denken mußte.

„Unsinn!“ meinte Tisha wegwerfend. „Die Viecher sind ungefährlich. Außerdem bin ich vor meinem Urlaub gegen einen Warenhauskatalog von Infektionen geimpft worden.“ Unwillkürlich sah sich der Leutnant um, als suchte er nach der nächsten Stechfliege; Devine begann langsam unruhig zu werden.

„Wenn ich das geahnt hätte!“ jammerte er. „Niemand hat mir erzählt, daß es hier von Ungeziefer wimmelt. Ausrotten hätte man das ganze Viehzeug sollen!“

„Aber, aber!“ sagte Tisha vorwurfsvoll. „Und wovon sollen sich dann die Vögel ernähren?“

Devine war gereizt; abrupt wechselte er das Thema. „Hätten Sie Lust, mit mir essen zu gehen? Es soll hier in der Nähe ein vorzügliches Spezialitätenrestaurant geben!“

„Einverstanden!“ meinte Tisha und stand auf. „Übrigens - nach Einladungen zum Essen pflege ich zu duzen!“

„Auch gut!“ brummte Devine; er erhob sich ebenfalls und sammelte seine Strandutensilien zusammen: Sonnenschutzöl, Insektenmittel, Medikamente gegen Sonnenstich und Kreislaufschwächen, dazu einige Schwimmwesten und das „Handbuch des perfekten Lebensretters“. Das Mädchen sah die Sammlung verwundert an.

„Hast du kein Badetuch mitgebracht?“ fragte sie erstaunt.

„Wozu!“ fragte Devine zurück. „Ich gehe nie ins Wasser; ich kann nämlich nicht schwimmen und könnte ertrinken!“

„Vielleicht versuchst du es einmal mit einem Trockenkurs!“ schlug Tisha vor.

„Später!“ wehrte Devine ab. „Gehen wir!“

Das Restaurant lag halb versteckt in einem kleinen Wald, der im Naturzustand belassen worden war. Nur ein schmaler, mit Steinplatten ausgelegter Weg führte zu dem Gasthaus, das architektonisch einem alten Fischerhaus von Lykander VIII nachempfunden war - ein hölzerner Kreisbau mit schilfgedecktem Dach. Nur Eingeweihte wußten, daß sich hinter dem Holz massiver Stahlbeton und unter dem Dach solide Schindeln verbargen.

Das Innere des Gasthauses war ebenfalls altertümlich eingerichtet; schweres Zinngeschirr wurde zur Dekoration der Wände verwendet. Die Tische, aus hartem Holz gezimmert, waren mit handgewebtem Leinen bedeckt; auch das Porzellan, von dem gegessen wurde, entstammte nicht der Massenproduktion.

„Ich frage mich nur“, meinte das Mädchen beim Eintreten, „wer diese ganze Pracht bezahlt hat!“

„Sie, Teuerste!“ sagte Devine grinsend. „Die Banken haben viel Geld vorgeschossen, und die Gäste essen es sozusagen ab. Der Wirt hat sich übrigens etwas einfallen lassen - die Preise entsprechen genau der Anzahl der verzehrten Kalorien. Wenn man hier schlemmt, ist man bei Verlassen des Lokals ohne Mühe um etliche Zehner ärmer!“

„Kein übler Einfall!“ meinte Tisha anerkennend. „Tun wir also etwas für die schlanke Linie - ich werde mich an Grünzeug halten.“

Sie aßen mit Genuß und in großer Ruhe; das Restaurant war um diese Tageszeit nur schwach besucht. Nachdem Devine seine Portion Salat verzehrt hatte, fühlte er sich angenehm gesättigt; zudem hatte er sein Gewissen wieder beruhigt und etwas für seine arg angegriffene Gesundheit getan. Er wollte gerade ein großes Glas Gemüsesaft bestellen, als ihm etwas an dem Mädchen auffiel.

„Hast du diese roten Flecken öfter?“ fragte er erstaunt und deutete mit dem Finger auf einen Fleck, der am Oberarm des Mädchens zu sehen war. „Vorhin ist mir das gar nicht aufgefallen!“

Das Mädchen öffnete den Mund und wollte etwas sagen; zu hören war nur ein unartikuliertes Röcheln. Die Augen traten langsam aus den Höhlen, und das Mädchen begann um sich zu schlagen. Vergeblich versuchte Devine, Tisha zu halten; sie entwickelte ungeheure Körperkräfte. Plötzlich hörte der Kampf auf; Tisha röchelte noch einmal und brach zusammen. Dumpf prallte ihre Stirn auf das Holz des Tisches; ein Teller fiel herunter und zersprang auf dem Boden.

Ein Kellner kam angerannt und sah Devine mißbilligend an.

„Besorgen Sie mir einen Gleiter!“ befahl der Leutnant hastig. „So schnell es geht - das Mädchen ist krank!“

Er legte einen Arm um Tishas Schultern, den anderen schob er unter ihre Beine, dann stand der Leutnant auf und trug das Mädchen vorsichtig zum Ausgang. Der Kellner hatte sich beeilt; vor dem Tor stand bereits ein Gleiter mit laufendem Motor. Der Leutnant legte die Kranke vorsichtig auf dem Rücksitz ab, dann schwang er sich hinter das Steuer und ließ den Motor aufheulen.

Er trat den Beschleunigungshebel bis zum Anschlag durch, mit hoher Geschwindigkeit jagte Devine den Weg entlang, scheuchte ein Dutzend Urlauber am Strand auf und lenkte den Gleiter auf die See. Offiziell war es verboten, mit Gleitern das offene Meer zu befahren, aber Devine kümmerte sich nicht darum. Er wußte, daß es auf Patou, seinem Urlaubsdomizil, zwar einen Arzt, aber keine Klinik gab; daß Tisha so schnell wie möglich in die Intensivabteilung eines größeren Hospitals gehörte, war dem Leutnant sofort klargeworden. Daher jagte Devine den Gleiter mit Höchstgeschwindigkeit über das Wasser. Nach fünf Minuten einer irrwitzigen Fahrt hatte der Gleiter die Distanz zwischen Patou und Laxdal, der größten Insel von Lykander VIII, überbrückt.

Der Leutnant kümmerte sich nicht um das grelle Pfeifen der Polizei; unabbarbar hetzte er durch die Straßen Lykanopolis, der größten Stadt Laxdals, gleichzeitig Sitz der planetarischen Regierung.

Im Osten der Stadt lag das große Zentralklinikum; dorthin steuerte Devine den Gleiter. Die ihn verfolgenden Polizisten merkten recht bald, welchem Ziel der Leutnant zustrebte, setzten sich vor ihn und schufen ihm mit Sirenengeheul freie Bahn. Der Gleitermotor winzelte in den höchsten Tönen, als Devine das Krankenhaus erreicht hatte und den Gleiter brutal abstoppte. Er wartete nicht, bis das Anti-Schwerfeld abgebaut und der Gleiter auf seinen Kufen gelandet war; der Leutnant sprang sofort aus der halboffenen Schale, faßte nach dem Mädchen und trug es über die Treppe ins Innere des Krankenhauses.

„Bereiten Sie alles für einen Luftröhrenschnitt vor!“ schrie er einer Krankenschwester zu, die ihm über den Weg lief. „Aber beeilen Sie sich - die Zeit drängt!“

„Sind Sie Arzt?“ fragte die Schwester und sah den jungen Mann in der gelben Badehose verwundert an.

„Das nicht!“ gab Devine im Weitergehen zurück. „Aber intelligent!“

Ohne sich um Proteste und Geschrei zu kümmern, marschierte er mit seiner Last weiter; das Mädchen zuckte schwach in seinen Armen und atmte pfeifend. Devine drang bis in

den Desinfektionsraum vor, der dem eigentlichen Operationssaal vorgelagert war. Vor der Tür, die den aseptischen Teil der Krankenstation abgrenzte, blieb der Leutnant stehen. Ein Arzt in grünem Kittel kam aus dem Operationssaal und sah das Mädchen in den Armen des Leutnants.

„Etwas Ernstes?“ fragte der Mediziner schnell; seine Stimme klang undeutlich, da er noch seinen Gesichtsschutz trug.

„Ich glaube schon!“ meinte Devine und legte Tisha auf eine Trage. „Sie ist plötzlich zusammengebrochen!“

Der Arzt sah sich das Mädchen an, betastete den Kehlkopf und hörte ihn ab. Dann richtete er sich ruckartig auf.

„Wir müssen einen Luftröhrenschnitt machen!“ stellte er fest. „Holen Sie mir ein Skalpell!“

Devine sah sich kurz um, dann entdeckte er den Instrumentenkasten. Er nahm eines der blitzenden Skalpelle von dem Tablett und legte es dem Arzt in die Hand. Unwillkürlich schloß er die Augen, als er sah, wie der Mediziner das blitzende Metall an der Kehle des Mädchens ansetzte. Er öffnete die Augen erst wieder, als ihm eine warme Flüssigkeit ins Gesicht spritzte und er den Mediziner laut fluchen hörte.

„Was ist geschehen?“ fragte Devine entsetzt.

Der Arzt hielt drei Finger auf den Kehlkopf des Mädchens; dennoch konnte er den Blutstrom kaum stoppen. Innerhalb weniger Sekunden war die Trage blutüberströmt, und immer noch quoll die rote Flüssigkeit in großen Mengen zwischen den Fingern des Arztes hervor.

„Das kann ich Ihnen auch nicht verraten!“ sagte der Mediziner. „Versuchen Sie, hier irgendwo eine Arterienklemme aufzuspüren!“

Devine suchte sofort im Instrumentenkasten.

„Dies hier?“ fragte er und hielt das Instrument in die Höhe; der Arzt stöhnte auf.

„Das ist eine Geburtszange, Sie Schwachkopf!“ fauchte er. „Aber so etwas Ähnliches brauchen wir! Kommen Sie herüber!“

Gehorsam ging Devine zu der Trage hinüber; auf dem gekachelten Boden des Desinfektionsraumes bildete sich eine Blutlache, die langsam größer wurde. Bevor Devine reagieren konnte, hatte der Arzt seine rechte Hand gefaßt und auf den Hals des Mädchens gelegt. Devine erschauerte, aber er hielt die Finger an der Wunde.

„Ich hab's!“ murmelte der Arzt, während er in dem Instrumentenkasten kramte. „Das muß die Arteria thyreoideaima sein, die ich da durchtrennt habe.“

„Hätten Sie das nicht ein wenig früher wissen können?“ fragte Devine scharf zurück.

Der Arzt hatte inzwischen zwei Klemmen gefunden und ging zurück zu der Trage; während er die beiden Klemmen an die Arterie ansetzte, meinte er gleichmütig:

„Diese Arterie kommt nur bei fünf Prozent der Menschen vor. Ich habe halt Pech gehabt! Das hätten wir - die Blutung steht!“

Prüfend sah sich der Mann um und suchte offenbar nach etwas; dann griff er in die Brusttasche und holte einen Kugelschreiber hervor. Er schraubte das Unterteil ab, schnitt das Plastikmaterial mit einer Knochenzange in der Mitte durch und schob das verbliebene Röhrchen in den Hals des Mädchens.

Nahezu augenblicklich hörte das Pfeifen der Atmung auf, und die Gesichtsfarbe wandelte sich langsam zu einem matten Braun. Der Arzt seufzte erleichtert auf, dann entdeckte er die Blutlache auf dem Boden.

„Verdammmt!“ knurrte er. „Ihr Püppchen hat ziemlich viel Saft verloren. Was haben Sie für eine Blutgruppe?“

Rasch gab Devine die geforderte Auskunft, während der Arzt das Mädchen halb umdrehte, um die Angaben lesen zu können, die nach der Vorschrift des Gesetzes in die

Haut über dem Schulterblatt eintätowiert waren.

„Wie war das noch?“ murmelte der Mediziner, dann hellte sich sein Gesicht auf. „Ich erinnere mich - es geht!“

„Was geht?“ fragte Devine, in dessen Magengrube sich langsam ein sehr ungutes Gefühl zu regen begann.

„Wir werden Ihnen ein bißchen Blut abzapfen und dem Mädchen verabreichen!“ erklärte der Arzt, während er mit zwei Hohlnadeln beträchtlicher Dicke und einem dünnen Plastikschlauch eine Verbindung zusammenbastelte.

„Ihren Arm bitte!“ sagte der Arzt; unsicher streckte Devine seinen linken Arm aus. Sekunden später spürte er einen Stich, dann stak eine der Nadeln tief in seiner Ellenbeuge.

„Jetzt zu der Dame!“ murmelte der Mediziner. Er nahm den Finger von der Spitze der zweiten Nadel, mit dem er die Öffnung bislang abgedeckt hatte. Sofort strömte Blut in den Schlauch; der Arzt wartete, bis keine Luftblasen mehr zu erkennen waren, dann senkte er die zweite Nadel in eine Vene des Mädchens. Anschließend holte er einen Stuhl heran - gerade noch rechtzeitig, bevor Devines Beine unter ihm nachgaben.

„Derfnam!“ erklang eine energische Stimme vom Eingang des Operationssaales; in dem Rahmen erschien eine hohe, massive Gestalt, ebenfalls fast vollkommen in Grün gekleidet. „Was hat diese Schweinerei zu bedeuten?“

Der Mann wies mit der Hand auf die Blutlache am Boden des Desinfektionsraumes.

„Ich mußte einen kleinen Luftröhrenschnitt machen!“ erklärte der Gefragte mit heiterer Stimme. „Sie werden lachen, Herr Professor, aber der Patient lebt!“

Der Professor ging zu der Trage hinüber und sah sich das Mädchen an; als er erkannte, was in der Kehle des Mädchens als Kanüle steckte, stöhnte er entsetzt auf.

„Etwas Besseres als dieses Kugelschreiberteil ist Ihnen wohl nicht eingefallen, wie?“ fragte der Professor eisig. „Und die Arteria thyreoideaima haben Sie wohl noch nicht durchgenommen?“

„Richtig!“ bestätigte Derfnam unbekümmert. „Sieht lustig aus, nicht?“

„Ich habe Ihnen bereits des öfteren nahegelegt“, begann der Professor, und seine Stimme klang nach mühsamer Beherrschung, „Ihre merkwürdigen Späße zu unterlassen. Eine Klinik ist nicht der Ort, derlei makabre Witze zu reißen. Und wenn ich mir Ihre Arbeit betrachte, drängt sich mir der Gedanke auf, daß Ihr anatomischer Atlas wohl von einem surrealischen Maler gefertigt worden sein muß. Was Ihre handwerkliche Geschicklichkeit angeht, so wäre Sie vermutlich nicht einmal für den Beruf eines Grobschmieds qualifiziert! 'Rraus!“

„Kommen Sie denn ohne mich zurecht?“ erkundigte sich Derfnam besorgt; als er den Gesichtsausdruck des Professors verarbeitet hatte, zog er es vor, aus dem Raum zu verschwinden.

„Wer war dieser Arzt?“ fragte Devine, der sich langsam von seinem Schock erholte.

„Arzt?“ knurrte der Professor. „Dieser medizinische Spaßmacher durfte heute zum ersten Male eine Operation ansehen - er hat noch nicht einmal sein Zwischenexamen! Und er wird es auch nicht bekommen - das weiß ich sehr genau!“

„Ist es so schlimm, was er gemacht hat?“ fragte Devine schüchtern, während der Professor das Mädchen untersuchte. Der Mann schüttelte den Kopf.

„Eigentlich nicht!“ murmelte er kaum hörbar. „Ich habe auch schon mehr als einen Kugelschreiber bei solchen Gelegenheiten verschlissen. Und die Arterie habe ich auch schon öfter mit dem Messer erwischt. Mich ärgert nur der unglaubliche Leichtsinn dieses Menschen!“

Er löste die Verbindung zwischen den Blutkreisläufen der beiden Menschen und

säuberte die Einstichpunkte. Dann stellte er Devine eine Reihe von Fragen, die der Leutnant knapp und präzise beantwortete; mehrmals schüttelte der Professor den Kopf, als er Devines Schilderung hörte.

„Derlei haben wir noch nie gehabt!“ stellte der Arzt nachdenklich fest. „In unserem gesamten Krankengut ist mir noch kein solcher Fall zu Gesicht gekommen!“ Devine zuckte leicht zusammen, als er das Wort „Krankengut“ hörte, aber er hütete sich, sein Gegenüber auf diese sprachliche Barbarei hinzuweisen.

„Ich fürchte, Ihre Freundin kann nicht hierbleiben!“ meinte der Professor nach einem Nachdenken. „Auf solche Fälle sind wir nicht vorbereitet; Lykander VIII hat überhaupt kein Krankenhaus, das Ihrer Freundin helfen könnte. Von welchem Planeten stammen Sie, beziehungsweise Ihre Freundin?“

Devine fand es etwas unangenehm, daß man ihm ohne sein Zutun weiblichen Anhang aufdrängte; auf der Erde war er für seinen tadellosen Ruf bekannt.

„Ich komme von Terra“, erklärte er wahrheitsgemäß. „Und das Mädchen ist auf Roxande II geboren worden!“

„Roxande ist für seine Mediziner auch nicht gerade berühmt!“ überlegte der Professor laut. „Können Sie für das Mädchen einen Bettplatz auf Terra besorgen?“

„Ohne Mühe!“ erklärte Devine. „Ich habe Beziehungen!“

Er dachte an die große Poliklinik, die dem Terrestrischen Geheimdienst unterstand und die für ihre erstklassigen Mediziner galaxisweit bekannt war. Es würde ihm ein leichtes sein, das Mädchen dort unterzubringen.

„Ist das Mädchen transportfähig?“ erkundigte er sich vorsichtig.

Der Professor nickte und zuckte gleichzeitig mit den Schultern.

„Wenn Sie dafür sorgen, daß die Kanüle in der Luftröhre bleibt, besteht kaum Gefahr!“ erklärte der Arzt nachdenklich. „Andererseits weiß ich nicht, was Ihrer Freundin wirklich fehlt - und welche Schwierigkeiten beim Transport auftreten können. Das müssen Sie verantworten!“

„Das werde ich wohl können!“ murmelte Devine. „Kann ich hier irgendwo ein Video benutzen?“

„Nebenan steht ein Gerät!“ antwortete der Professor. „Bedienen Sie sich - ich werde inzwischen versuchen, die Arterie wieder zusammenzuflicken!“

Devine ging in das benachbarte Zimmer. Sofort nach dem Einschalten der Fernverbindung zeigte der quadratische Bildschirm ein Mädchengesicht.

„Wohin wollen Sie verbunden werden?“ erkundigte sich das Mädchen.

„Terra!“ erklärte Devine. „Und dort mit dem Zentralbüro des Terrestrischen Geheimdiensts. Ich möchte General Clint Cronyn sprechen!“

Der Leutnant wartete, bis sich die Schaltstelle in Akademgorodok meldete, wo sich das Hauptquartier des Geheimdiensts befand.

„Devine!“ sagte das Mädchen in der Terra-Zentrale erstaunt. „Wollen Sie in diesem Aufzug den General sprechen?“

„Ich will!“ erklärte Devine fest. „Stellen Sie bitte durch!“

„Wie Sie wollen!“ gab das Mädchen gleichmütig zurück. „Wundern Sie sich über nichts!“

Sekunden später erschien das Gesicht von General Cronyn auf dem Bildschirm; eingehüllt in eine Wolke von Zigarrenrauch.

„Leutnant Devine!“ sagte der General streng, als er den Leutnant in seiner gelben Badehose sah. „Sie sind übergescannt - sich in diesem Aufzug bei mir zu melden!“

Devine machte ein zerknirsches Gesicht, dann sagte er bittend:

„Sir, ich brauche ein Bett!“

„Das werde ich Ihnen besorgen!“ gab der General fauchend zurück. „Und zwar in einer

Irrenanstalt!“

„Die gibt es seit Jahrhunderten nicht mehr!“ konterte Devine mit plötzlich erwachtem Mut. „Ich brauche für ein Mädchen einen Bettplatz in der Intensivstation unserer Klinik!“

„Für ein Mädchen?“ fragte der General. „Würden Sie mich freundlicherweise mit Ihren Weibergeschichten verschonen? Behalten Sie Ihr Privatleben für sich!“

„Halten Sie endlich den Mund!“ brüllte Devine. „Das Mädchen ist vor einer halben Stunde zusammengebrochen und konnte nur durch eine Notoperation einstweilen gerettet werden. Hier auf Lykander VIII kennt man die Ursache dieser Krankheit nicht - das Mädchen war vorher kerngesund und hatte, genau wie ich, mehr Impfstoffe als Blut im Kreislauf. Können Sie sich vorstellen, was das bedeutet?“

Der General wurde schlagartig ernst.

„Eine unbekannte Krankheit?“ fragte er ungläubig.

„Genau das!“ bestätigte Devine. „Und Lykander VIII ist Urlaubswelt für Touristen von mehr als zweihundert bewohnten Welten. Wenn wir nicht schnellstens herausfinden, wie man dieses Übel bekämpft, ist in ein paar Wochen die halbe Galaxis infiziert!“

„Sie bekommen Ihr Bett, Devine!“ entschied Cronyn schnell. „Und beeilen Sie sich, Mann. Jede Sekunde zählt!“

„Schwachkopf!“ knurrte Devine leise, dann schaltete er das Gerät ab. Als er in den Desinfektionsraum zurückkehrte, hatte der Professor seine Arbeit bereits vollendet und die beiden durchtrennten Teile der Arterie wieder zusammengeknüpft.

„Vor dem Portal steht ein Gleiter!“ informierte er den Leutnant. „Ich habe auch schon den Raumhafen verständigt - Sie bekommen einen Platz in der nächsten Fähre. Auf dem eigentlichen Transporter werden Sie und das Mädchen ein abgeschlossenes Abteil zugewiesen bekommen. Das dürfte einstweilen genügen!“

„Hoffentlich!“ murmelte Devine.

Er sah an sich herunter und suchte nach irgendwelchen Anzeichen einer Erkrankung; noch fand er nichts.

„Berichten Sie, meine Herren!“ forderte Cronyn die Männer auf.

Die beiden Ärzte, Abteilungsleiter der Poliklinik in Akademgorodok, Terra, hatten in den Sesseln vor Cronyns Schreibtisch Platz genommen. Auf dem dritten Sessel hockte Devine, der in der Gegenwart seines Chefs merklich geschrumpft zu sein schien.

„Wir haben den Erreger isolieren und untersuchen können!“ berichtete der Leiter der Bakteriologischen Abteilung. „Wir konnten außerdem die genaue Wirkung des Virus feststellen. Das Zeug ist satanisch!“

Es handelt sich um einen Virus, das in seiner Wirkung ungefähr mit dem Pfeilgift Curare zu vergleichen ist!“

„Cronyn schauderte unwillkürlich zusammen; er kannte den Namen des Giftes nur aus den Abenteuerbüchern seiner Jugendzeit, aber er erinnerte sich noch sehr gut, daß es gegen dieses Gift kaum ein Gegengift gab.

„Das bedeutet“, fuhr der Bakteriologe fort, „daß bei der Patientin alle Muskeln vollständig gelähmt sind; sie kann weder den Arm bewegen, noch die Augen oder die Zunge. Dadurch sind natürlich auch die Atemmuskulatur und der Herzschlag ausgefallen!“

„Das Mädchen ist tot?“ fragte Devine erschrocken.

„Es lebt!“ erklärte der Mediziner beruhigend. „Das heißt, wenn man diesen Zustand noch Leben nennen will - wir haben das Mädchen an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen, die die Herzfunktion übernimmt und die Tätigkeit der Lungen ersetzt. Außerdem wird die Patientin künstlich ernährt. Theoretisch können wir das Mädchen

jahrelang auf diese Weise am Leben erhalten!“

Devine atmete erleichtert auf; als Hypochonder hatte er besonders viel Zutrauen zur Medizin, und er war sicher, daß die Ärzte das Mädchen retten würden. Dann fiel ihm etwas ein.

„Ich erinnere mich“, sagte er vorsichtig, „daß Curare augenblicklich tödlich wirkt. Wieso ist das Mädchen nicht schon beim Transport gestorben?“

„Auch dafür haben wir eine Erklärung gefunden“, antwortete der Bakteriologe ruhig. „Das Mädchen hat nur eine winzige Menge virösen Materials abbekommen. Das Virus selbst vermehrt sich nur relativ langsam, obendrein hat der Körper gegen die Wirkung des natürlichen Curare gewisse Abwehrstoffe. Die funktionieren in diesem Fall aber nicht, weil der Giftstoff pausenlos neu produziert wird!“

„Um das Mädchen brauchen wir uns in der nächsten Zeit nicht zu kümmern“, warf der zweite Mediziner ein; sein Fachgebiet war die Neurologie. „Sie wird es noch einige Zeit aushalten können. Viel wichtiger ist, wie wir gegen den Infektionsherd vorgehen!“

„Wie ansteckend ist dieser Virus?“ wollte Devine ängstlich wissen; er dachte daran, daß er immerhin etliche Stunden mit dem bereits erkrankten Mädchen verbracht hatte.

„Überhaupt nicht!“ antwortete der Bakteriologe. „Die Wirkung tritt erst ein, wenn das Virus in eine offene Wunde und damit in den Blutkreislauf gerät - man kann es unbesorgt einatmen oder schlucken, vorausgesetzt, man hat kein Magengeschwür!“

Devine wurde blaß und griff sich an den Magen, mit dem er seit Jahren arge Last hatte. Die beiden Ärzte grinsten sich an und lachten unterdrückt.

„Keine Sorge, Leutnant!“ meinte der Neurologe. „Wir kennen Ihren Magen sehr gut - trotz Ihrer Befürchtungen haben Sie kein Magengeschwür!“

„Und wie ist das Mädchen zu dem Virus gekommen?“ wollte Cronyn wissen. Die Ärzte zuckten fast synchron mit den Schultern.

„Durch irgendeine kleine Verletzung“, vermutete der Neurologe. „Dazu reicht schon ein handfester Sonnenbrand aus!“

„Mehr können Sie uns nicht mitteilen?“ fragte Cronyn besorgt. „Keine Heilungsmethode, keine Abwehrmöglichkeit?“

„Wir sind jetzt noch damit beschäftigt, das Virus rein zu züchten, um es genau studieren zu können!“ meldete der Bakteriologe. „Das Virus wächst nur langsam, und das behindert unsere Arbeit erheblich. Außerdem ist nicht das Virus das eigentliche Übel, sondern sein Stoffwechsel. Anders ausgedrückt - nur die Ausscheidungen des Virus sind gefährlich, alles andere nicht. Und den Stoffwechsel eines Virus zu studieren ...“

Der Arzt breitete in einer Geste der Hilflosigkeit die Arme aus; Cronyn verstand und schluckte. Er dachte an Lykander VIII, wo täglich Hunderttausende von Touristen landeten und wieder abflogen; jeder von ihnen konnte das Virus in der ganzen Galaxis verbreiten.

„Eines haben wir allerdings schon festgestellt!“ meldete sich der Neurologe zu Wort. „Dieses Virus ist nicht natürlich!“

„Was soll das heißen?“ fragte Cronyn erregt und sprang von seinem Sitz auf. „Soll das bedeuten, daß irgendein Mensch dieses Teufelszeug künstlich herstellt?“ Der Neurologe nickte unmerklich und sagte dumpf:

„Ich fürchte, wir haben es mit einem Mörder zu tun, der Milliarden von Opfern sucht - einen Planetenmörder sozusagen!“

Devine parkte den gemieteten Gleiter auf dem Platz, weitab von den Wohngebäuden. Der Abend war warm, und die Luft enthielt kaum Feuchtigkeit oder Staub. Schon von weitem waren lautes Gelächter, Gläserklirren und Musik zu hören. Langsam ging der Leutnant über den gepflegten Rasen auf die Geräuschquelle zu.

In der Mitte zwischen den beiden parallel zueinander stehenden ehemaligen Bauernhäusern befand sich der große Swimming-pool, an dessen Rand ein großes Feuer loderte. Um das Feuer herum saßen oder lagen die Menschen, die Devine besuchen sollte - so hatte es Cronyn befohlen, ohne sich um den Protest seines Sekretärs zu kümmern.

Devine ging sehr vorsichtig an die Gruppe heran; er wußte, was ihn erwartete. Bisher hatte ihn die Gruppe bei jedem Besuch mehr oder weniger geärgert, veralbert und zum Narren gemacht.

„Jetzt werden die Halunken Augen machen!“ murmelte Devine grinsend; er verschmähte den geraden Weg zum Feuer und schlug einen Bogen, der ihn um das Haus herumführte. Immer noch vorsichtig, näherte der Leutnant sich der Gruppe von der anderen Seite. Dann trat er selbstbewußt in den Schein des Feuers.

„Guten Abend!“ wünschte freundlich. „Haben Sie auf mich gewartet?“

„Sieh an, Leutnant Devine!“ sagte das Mädchen Mircea. „Nett, daß Sie einmal bei uns vorbeischauen. Und wer steht da hinter Ihnen?“

„Hinter mir?“ fragte Devine erstaunt; er drehte sich um und schrie entsetzt auf. Vor ihm stand ein Ungeheuer, das ihn gierig anstarrte. Devine sah die faustgroßen Augen, ein gewaltiges Maul und den pelzigen Leib; zwei gewaltige Pranken streckten sich ihm entgegen, dazu stieß das Monstrum urweltliche Laute aus. Der Leutnant ließ den Aktenkoffer fallen und wich zwei Schritte zurück, die ihn gradlinig in das wassergefüllte Becken beförderten. Sein Auftauchen wurde begleitet vom schallenden Gelächter der Gruppe.

„Das war die Rache von Adventures Incorporated!“ sagte Mircea lachend. „Gedacht als Dank für Ssalleh, wo Sie uns an den Geheimdienst verpetzt haben!“

Devine zog sich am Rand des Beckens in die Höhe; vor sich sah er das Feuer, über dem sich ein gewaltiger Braten drehte. In der Nähe stand ein mittelgroßes Faß, vermutlich mit alkoholischen Getränken gefüllt.

„Setzen Sie sich in die Nähe des Feuers, dann werden Ihre Kleider schneller trocken!“ schlug Panos vor, der die Finanzen der Gruppe verwaltete. Der hagere, hochgewachsene Mann kratzte sich am Kopf, dort, wo unter einer weißen Haarsträhne eine Narbe zu finden war, die er sich durch eigene Dummheit zugezogen hatte.

„Aus Ihrem Erscheinen schließe ich, daß Sie wieder einen Auftrag für uns haben!“ stellte Ilaria fest; die Medizinerin war groß und recht üppig gewachsen und bot neben ihrem recht mager aussehenden Ehemann Panos einen leicht erheiternden Anblick.

„Sie haben recht!“ stimmte Devine zu; er nahm aus Cecos Hand ein Glas und trank, ohne sich den Inhalt anzusehen. Der scharfe Schnaps nahm ihm die Luft und raubte ihm fast die Besinnung; der Leutnant lief rot an, keuchte, und seine Augen begannen zu tränern.

„Coco!“ stieß er hervor. „Sie sind eine Bestie!“

Das Mädchen lachte ihn an und warf mit einer Handbewegung das lange, dunkle Haar zurück. Ihren wirklichen Vornamen kannte niemand mehr; seit sie mit Vaughn, dem Kinderarzt, verheiratet war, hieß sie allgemein Coco. Vaughn saß neben ihr am Feuer

und putzte sich mit einem Taschentuch Bratenfett aus dem rötlichen, etwas struppigen Bart, der sich von Schläfe zu Schläfe zog und seltsam mit dem stark gelockten Haupthaar kontrastierte.

„Ich bekomme fast ein schlechtes Gewissen, wenn ich Sie so sehe, Devine“, stellte Wardon grinsend fest. „Offenbar haben wir durch unsere Honorar- und Spesenforderungen die Finanzkraft des Terrestrischen Geheimdiensts derart geschwächt, daß er seinen Leuten nicht einmal vernünftige Uniformen besorgen kann!“

Erschrocken sah Devine an sich herunter; seine Uniform trocknete langsam und zog sich immer mehr zusammen; Wardon lachte laut auf, als sich ein Knopf von Devines Jackett löste und im Wasser verschwand. Dem Werbetexter konnte derlei nicht passieren, da er - wie das gesamte Team von Adventures Inc. - nur Badekleidung trug. Zum Ausgleich stellte Devine fest, daß der Bauch Wards etwas zu umfanglich für die kleine Körpergröße des Mannes war.

Ähnliches galt auch für Coreen, seine Frau; wie Devine feststellte, hatte sie von ihrer dunklen Lockenpracht etliches der Schere geopfert.

Devine öffnete schließlich seinen Aktenkoffer; er holte acht zusammengeheftete Blocks heraus und verteilte sie an die Gruppe.

„Sie können ohnedies schneller lesen, als ich reden kann“, bemerkte er, während er die Blocks weiterreichte. „Außerdem habe ich nicht vor, hier Referate zu halten!“

Aufmerksam studierten die Männer und Frauen die Dokumente; Cronyn hatte ein umfangreiches Dossier ausarbeiten lassen. Neben einer ausführlichen Darstellung von Tishas plötzlicher Erkrankung enthielt der Block auch erste Hinweise auf die Besonderheiten von LykanderVIII.

„Allerhand, was Sie uns zu erzählen haben!“ stellte Norman grimmig fest; der Psychologe kratzte sich am Kopf. „Der Fall beginnt mich zu interessieren!“ Offiziell arbeiteten alle acht Mitglieder von Adventures Inc. in einem Heim für spastisch gelähmte Kinder. Norman und seine Frau Mircea betreuten als Psychologen ihre Zöglinge; Vaughn und Ilaria arbeiteten als Ärzte und Coco als Heilgymnastin in dem Institut, dem auch eine Schule angegliedert war, deren Leitung Coreen oblag. Panos und Wardon sorgten in ihren Fachgebieten dafür, daß das Institut wirtschaftlich erfolgreich war.

Es lag mehr als ein Jahrzehnt zurück, daß sich die acht kennengelernt hatten; im Ausbildungsheim des Geheimdiensts hatten sie zusammen ein Gebäude bewohnt, sich angefreundet, wo erforderlich, geheiratet, und waren später zusammengezogen. Seither verließ das Team nur für spezielle Aufträge sein Domizil in den Wäldern Kanadas.

„Werden Sie den Auftrag übernehmen?“ erkundigte sich Devine, nachdem die Dossiers durchgelesen worden waren. „Oder lehnen Sie ab - Cronyn erwartet eine baldige Entscheidung!“

Norman sah sich kurz um und musterte die Gesichter seiner Freunde, dann nickte er entschieden.

„Wir nehmen an“, eröffnete er dem Leutnant. „Allerdings nur zu unseren üblichen Tarifen, und wenn dies dazu führt, daß Sie künftig nur noch Lendenschurze tragen können!“

Devine seufzte unterdrückt; Cronyn hatte ihn angewiesen, die Honorarforderungen des Teams nach Möglichkeit zu drücken. Der Leutnant wußte, daß dies für ihn unmöglich war.

„Wann wollen Sie Ihren Einsatz beginnen?“ fragte er. „Die Zeit drängt!“

„Das ist uns auch schon aufgefallen!“ stellte Coco fest. „Wir brechen noch am heutigen Abend auf!“

Während Wardon und Norman den restlichen Braten in handliche Portionen zerlegten

und zum Einfrieren vorbereiteten, verständigte Ilaria das Institut, daß das Team wieder einmal auf Reisen gehen würde. Im Institut war man auf solche Ausflüge gefaßt, und die Angestellten hatten sich daran gewöhnt.

Coreen und Mircea nahmen sich des Gepäcks an. Vaughn packte noch zusätzlich einen Koffer mit medizinischer und psychologischer Fachliteratur und verstaute ihn in einem der vier großen Gleiter, die im Nebengebäude abgestellt waren. Das Feuer wurde gelöscht, und Panos ließ das Dach über das Schwimmbecken gleiten, um es so vor Verschmutzung zu bewahren.

Es dauerte insgesamt nur knapp eine Stunde, dann standen die Mitglieder des Teams neben den vollgestopften Gleitern; winselnd kamen die Aggregate auf Touren. Ilaria löschte die letzten Lichter und schaltete die Sicherheitsanlagen ein - wer sich jetzt dem Haus näherte, ohne dazu befugt zu sein, hatte etliche unangenehme Überraschungen zu erwarten.

Dann startete das Team nach Akademgorodok.

„Ich möchte das Mädchen sehen!“ erklärte Vaughn dem Stationsarzt. „Läßt sich das einrichten?“

Vaughn und Ilaria hatten sich von der Gruppe getrennt und das Krankenhaus aufgesucht, in das Tisha eingeliefert worden war. Cronyn hatte den beiden die nötigen Ausweise ausstellen lassen, um ihnen den Zugang zur Intensivstation zu ermöglichen.

Der Stationsarzt grinste verwegen, als er sagte:

„Für dich immer, Krauskopf!“

Vaughn schluckte und faßte den Arzt schärfer ins Auge, dann grinste er zurück. Wenn man sich auf dem kahlen Schädel des Stationsarztes Haare vorstellte, einen beträchtlichen Bauch abzog und eine Zahnkorrektur mit in das Bild einfließen ließ, kam ein Gesicht zum Vorschein, das Vaughn sehr vertraut war. Stark verändert, aber immer noch erkennbar stand vor dem ehemaligen Agenten ein früherer Studienkollege, der sich seinerzeit durch enormen Fleiß und mäßige Begabung ausgezeichnet hat.

„Alle Wetter!“ staunte Vaughn. „Hat man dich doch auf die Menschheit gehetzt?“

„Man hat - aber erst nach drei Anläufen! Immerhin, ich habe es geschafft!“

Die beiden Männer tauschten Erinnerungen aus, in denen Getränkemarken und Mädchennamen besonders häufig vorkamen; grimmig stellte Vaughn fest, daß Ilaria mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Wie geht es dem Mädchen?“ wollte Vaughn wissen. „Habt ihr Fortschritte gemacht?“

„Leider nicht!“ berichtete der Stationsarzt niedergeschlagen. „Das Mädchen liegt in ihrem Bett, wird künstlich beatmet und ernährt und kann keinen Finger rühren. Lediglich den vorübergehenden Ausfall der Herzfunktion haben wir beheben können. Der Puls ist normal und gut fühlbar! Die Atmung hat sich noch nicht wieder eingestellt.“

„Die Viren?“ forschte Vaughn weiter. „Gibt es auf dem Gebiet Neuigkeiten?“

„Nicht einmal hier können wir Wunder vollbringen!“ seufzte der Stationsarzt. „Die Viren vermehren sich langsam aber stetig. In einer Woche ungefähr werden wir das Blut der Patientin vollständig austauschen müssen - dann schwimmen nämlich mehr Viren darin als Blutkörperchen!“

Die drei Mediziner durchschritten eine Schleuse aus stark ionisierter Luft; auf diese Weise sollten Bakterien und andere Schadstoffe vor Betreten der Intensivstation abgetötet werden. Als zusätzlicher Schutz galt die grüne Montur, die die drei sich überstreifen mußten.

Als Vaughn das Bett des Mädchens sah, erschrak er leicht. Völlig regungslos lag die Kranke auf dem Rücken; die Augen waren geschlossen. Am Körper des Mädchens war eine Unzahl von Kabeln und Sensoren angeschlossen. Mit einem Blick überflog Vaughn

die Apparaturen neben dem Bett; sein Blick fiel auf einen Elektroenzephalographen, der die Gehirnströme des Mädchens aufzeichnete.

„Das Mädchen ist bei vollem Bewußtsein!“ stellte er erschüttert fest.

Er wurde etwas blaß, als er sich vorstellte, was das Mädchen empfinden mußte; Tisha konnte hören und fühlen. Jeder Reiz, der ihr durch die Sinne vermittelt wurden, drang bis ins Hirn vor; nur war das Mädchen außerstande, auf diese Reize zu reagieren, denn an den Stellen, an denen die Nerven die Muskeln reizen sollten, saßen die Viren und blockierten den Impuls.

Vaughn trat an das Bett und schob die Augenlider zurück; auch die Muskeln, die die Augen bewegten, waren ausgefallen und erschlafft. Die Pupille war kaum noch zu erkennen, so „weit hatten sich die Augäpfel nach oben gedreht; die gleiche Stellung hätten sie eingenommen, würde das Mädchen schlafen, aber Vaughn konnte an den Meßwerten sehen, daß Tisha hellwach war.

„Wir brauchen einen Neurographen!“ stellte Vaughn fest.

„Wozu, wenn ich fragen darf?“ erkundigte sich Ilaria, während Vaughns Studienkollege sich beeilte, das Gerät heranzuschaffen. Sobald er mit dem Gerät zurückgekehrt war, schloß Vaughn die Kontakte an beiden Armen an und schaltete das Gerät ein.

„Tisha!“ sagte er laut. „Ich weiß, daß Sie mich sehr gut hören können. Sie sind nur nicht fähig, einen Muskel zu bewegen. Trotzdem können wir uns verständigen. Ich habe an Ihren beiden Armen ein Gerät angeschlossen, das die Nervenspannungen mißt und aufzeichnet. Ich werde Ihnen jetzt Fragen stellen. Wenn Sie mit „ja“ antworten wollen, dann versuchen Sie, den rechten Arm zu heben, bei „nein“ den linken.“

„Sie kann keinen Muskel bewegen!“ mischte sich der Stationsarzt ein.

„Aber den Nervenimpuls können wir anmessen!“ wehrte Vaughn ab. „Haben Sie verstanden, was ich vorhabe?“

Auf dem Neurographen, der mit dem rechten Arm verbunden war, schnellte die Anzeige in die Höhe; das Mädchen hatte begriffen, wie sie mit ihrer Umwelt Kontakt halten konnte.

„Tisha!“ setzte Vaughn die Befragung fort. „Haben Sie sich ein paar Stunden, bevor Sie krank wurden, irgendwie verletzt. Verbrannt, geschnitten, aufgerissen, aufgeschürft, gestochen...?“

Bei dem letzten Wort kletterte wieder die Anzeige in die Höhe.

„Sie haben sich gestochen?“ wiederholte Vaughn; diesmal lautete die Antwort nein. „Sie sind gestochen, worden? Ja? von einem Menschen?“

„Wenn ich etwas einwerfen darf!“ mischte sich der Stationsarzt ein. „Wir haben auf der Schulter des Mädchens die halbzerquetschten Reste einer Stechfliege gefunden, die das Mädchen gestochen haben muß. Aber diese Spur bringt die Untersuchung nicht weiter - diese Art von Stechfliegen kommt nur auf Lykander VIII vor und ist seit langem erforscht und bekannt. Diese Spezies ist völlig harmlos - der Stich hinterläßt zwar eine kleine Schwellung, mehr aber nicht. Eine Infektion durch Insektentisch scheidet aus!“

Vaughn machte ein enttäuschtes Gesicht; die Lage wurde komplizierter. Er unterhielt sich noch kurze Zeit mit Tisha, brachte aber keine weiteren Hinweise zum Vorschein. Nach einer halben Stunde verließen Ilaria und Vaughn ohne Ergebnisse das Krankenhaus. Ein Gleiter brachte sie in die Geheimdienstzentrale, wo der Rest des Teams bereits auf sie wartete. Zehn Minuten später war die Gruppe auf der Reise nach Lykander VIII.

Auf dem Raumhafen von Lykanopolis wurde das Team erwartet; zwei große Gleiter standen bereit und brachten die Gäste in die Büros der obersten Polizeibehörde des Planeten. Ein Eingeborener von Lykander VIII, der sich knapp als Chakra vorstellte, wurde dem Team zugestellt und sollte die Verbindung zwischen dem Team und den

lokalen Behörden erleichtern.

„Wie wollen Sie vorgehen?“ erkundigte sich der Polizeipräsident von Lykander VIII; der schmächtige, unscheinbar wirkende Mann verschwand fast hinter den Aktenbergen auf seinem Schreibtisch.

„Es wird schwierig werden, einen Wahnsinnigen hier aufzustöbern“, stellte Chakra gelassen fest. „Auf diesem Planeten leben schätzungsweise zwei Milliarden Bürger, dazu etwa eine Milliarde Touristen, die meist nur für ein paar Wochen bleiben!“

„Sind schon neue Fälle bekanntgeworden?“ warf Vaughn ein; Chakra schüttelte den Kopf.

„Bisher nicht“, antwortete er ruhig. „Aber das kann sich jederzeit ändern!“

„Wie den Wahnsinnigen finden?“ murmelte Norman im Selbstgespräch, dann fragte er laut:

„Gibt es eine zentrale Datenbank über die Einwohner von Lykander VIII?“

„Selbstverständlich“, erwiderte der Polizeipräsident. „Wir arbeiten hier mit den modernsten technischen Mitteln!“

„So war meine Frage nicht gemeint“, wehrte Norman den leisen Protest ab. „Was wird gespeichert, welche Informationen über jeden einzelnen Lykandri werden aufgenommen?“

„Alle persönlichen Daten“, zählte der Polizeipräsident auf. „Dazu alle wichtigen Informationen über Sozialversicherung, Rentenzahlungen, Steuerbescheide, Krankenberichte -kurz, alles, was irgendwie mit Verwaltung zu tun hat. Manche Bürger geben alle für sie wichtigen Daten in den Computer - ich habe beispielsweise den Geburtstag meiner Frau speichern lassen und werde rechtzeitig vom Computer daran erinnert, daß es Zeit wird, Blumen und dergleichen einzukaufen!“

„Bevor ihr Luftsprünge macht“, warf Chakra ein, „an den Computer kommt keiner heran! Nur in ganz bestimmten Fällen können Beauftragte die Daten abrufen. Ärzte beispielsweise dürfen die vollständige Krankengeschichte abrufen - aber nur, wenn der Betreffende von ihnen behandelt wird. An Steuerunterlagen oder die Ergebnisse einer Fahrprüfung kommen sie nicht heran!“

„Elende Bürokratie!“ knurrte Norman, sichtlich enttäuscht. „Geheimniskrämerei!“

„Mitnichten!“ erwiderte der Polizeipräsident. „Nur so können wir die Freiheit der Bürger gewährleisten! Was wollen Sie denn wissen von der Datenbank?“

„Wir wollten folgendermaßen vorgehen“, berichtete Mircea. „Die Person, die diese Seuche künstlich fabriziert hat, muß bestimmte Eigenschaften haben. Der Betreffende muß hervorragende medizinische und biochemische Kenntnisse besitzen; das läßt auf ein entsprechendes Studium schließen! Außerdem kann er seine Versuche schlecht in einer Klinik oder in Universitätsinstituten durchführen. Er wird folglich eigene Laboratorien besitzen!“

„Das erscheint mir logisch“, stellte der Polizeipräsident fest; der Mann stand auf und ging zum Fenster des Hochhausbüros.

„Für das Labor wird der Wahnsinnige sehr viel Geld brauchen“, setzte Mircea ihren Bericht fort. „Auch das wird der Computer wissen. Weiter: Wir haben es offenkundig mit einem Menschen zu tun, der hochgradig erkrankt ist!“

„Krank ist wohl nicht der richtige Ausdruck, meine Liebe!“ warf der Polizeipräsident ein. „Ein Schurke ist er, aber nicht krank!“

Mircea verzichtete darauf, dem Mann zu erklären, wieso Verbrechen und charakterliche Deformationen zusammengehörten und eine Einheit bildeten. Ruhig fuhr sie fort:

„Also können wir weitere Hinweise bekommen, wenn der Betreffende schon einmal in psychologischer Behandlung gewesen ist. Er wird ein angesehener Mann sein, obwohl er schon ein paarmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist!“

„Woher wollen Sie das wissen?“ wurde Mircea gefragt.

„Neurotiker greifen oft zu Suchtmitteln“, klärte das Mädchen den Polizeipräsidenten auf. „Ob es sich nun um Rauschgifte handelt oder um Alkohol - irgendwie verraten sich solche Menschen immer. Ein- oder zweimal wird man ihn alkoholisiert am Steuer gefunden haben - vielleicht nicht genug für eine Verurteilung, aber für eine Verwarnung. Und auch das ist in der Datenbank gespeichert.“

„Vielleicht können Sie mir auch schon sagen, welche Augenfarbe der Mann hat?“ bemerkte Chakra mit gutmütigem Spott.

„Braun!“ antwortete Mircea sofort. „Ich wette eine Kiste Sekt - irdischen, selbstverständlich!“

„Topp!“ meinte Chakra grinsend. „Ich halte die Wette!“

„Können wir diese Informationen von der Datenbank abfragen?“ wollte Vaughn wissen. Der Polizeipräsident nickte nach einigem Überlegen.

„Ich will es versuchen“, versprach er.

„Der Kasten wirkt reichlich betagt!“ kommentierte Wardon beim Anblick des Großrechners. „Wie groß ist die Zugriffszeit?“

„Ein bis zwei Nanosekunden“, gab Chakra bekannt. „Der Kernspeicher umfaßt acht Billiarden Einzelinformationen!“

Die Gruppe hatte es sich vor einem der Ausgabesegmente bequem gemacht und wartete darauf, daß der Rechner die Ergebnisse seiner Arbeit bekanntgab. Das Programm schrieb vor, nur die Anschriften und Daten der Personen auszugeben, auf die die Merkmale zutrafen, die Norman zusammengestellt hatte. Die Anfrage war als nebenrangig eingestuft worden und dauerte daher wesentlich länger, als es nötig gewesen wäre.

„Was steckt denn zur Zeit in den Bänden?“ wollte Ceco wissen.

„Berechnung des Staatshaushalts und der Steuerlast!“ teilte Chakra mit. „In irgendeine Rechenpause wird unser Auftrag eingeschoben!“

Der Rechenvorgang dauerte nur einige Millisekunden, dann begann der Schnellschreiber zu rattern. Norman wartete, bis das Plastikband zum Stillstand kam, dann riß er den Streifen ab und begann zu lesen. Der Psychologe grinste, als er die Namen las.

„Phantastisch!“ murmelte er. „Dies hier ist ein fast vollständiger Auszug aus dem Bücherkatalog des Planeten, Stichwort Biochemie. Es sieht so aus, als seien sämtliche Autoren von biochemischen Lehrbüchern hochgradig neurotisch.“

„Wie viele Namen?“ erkundigte sich Ceco neugierig.

„Fünfzig!“ zählte Norman laut. „Insgesamt fünfzig Personen erscheinen dem Computer verdächtig. Das gibt Arbeit!“

Wieder begann der Schreiber seine Arbeit; diesmal stellte er Lebensläufe der einzelnen Verdächtigen zusammen. Als der Drucker seine Tätigkeit einstellte, lagen fünfzig Berichte vor der Gruppe.

„Beim Barte Freuds!“ stöhnte Mircea auf. „Müssen wir das alles durchlesen?“

„Ich fürchte, ja!“ meinte Norman. „Ich schlage vor, jeder von uns nimmt sich einen Teil der Berichte und arbeitet sie durch - Personen, die nicht sehr verdächtig erscheinen, können wir auf diese Weise herausfiltern.“

In dem kleinen Raum, in dem das Ausgabesegment stand, summte plötzlich das Video; Chakra ging zu dem Gerät hinüber und schaltete es ein. Nach einigen Sekunden erschien der Polizeipräsident auf dem Bildschirm; der Mann machte ein entsetztes Gesicht.

„Es sind neue Fälle aufgetreten!“ berichtete er stockend. „Fünf Personen sind auf Patou zusammengebrochen. Die Symptome sind die gleichen wie damals bei dem Mädchen. Ich habe die Kranken sofort nach Terra transportieren lassen; außerdem habe ich unsere Kliniken alarmiert!“

„Wie sieht der Bestand an medizinischen Geräten aus?“ fragte Vaughn, nachdem er Chakra zur Seite gedrängt hatte.

„Wir verfügen über etwas mehr als fünftausend Herz-Lungen-Maschinen!“ berichtete der Polizeipräsident. „Ich habe kurz die nächstliegenden Systeme verständigt - sie haben uns jede nur mögliche Hilfe zugesagt. Aber mehr als fünfhunderttausend Erkrankte werden wir nicht versorgen können!“

Eine Hand war für Sekunden auf dem Video zu erkennen; der Polizeipräsident blickte nach unten und las. Sein Gesicht wurde bleich.

„Zwanzig weitere Fälle!“ gab er flüsternd bekannt. „Diesmal ist Laxdal betroffen!“ Der Bildschirm verdunkelte sich, als Chakra das Gespräch beendete; auch sein Gesicht war etwas blasser geworden.

„Los, Freunde!“ sagte er tonlos. „Die Zeit drängt - fangen wir an!“

Zum Hauptquartier erhob die Gruppe die Insel Patou; dort war der erste Fall der Seuche aufgetreten. Der Polizeipräsident hatte der Gruppe vier Gleiter mit Sonderkennzeichen zur Verfügung gestellt; mit diesen Fahrzeugen durften die Mitglieder des Teams jede Straße nach eigenem Ermessen befahren. Am Morgen des nächsten Tages traf sich das Team in einem der vier Bungalows, die ihnen zur Verfügung gestellt worden waren.

Jedes Teammitglied hatte sich für einen Verdächtigen entschieden; dann wurden die einzelnen Personen noch einmal untersucht. Norman stellte eine Liste zusammen.

„Yale Okur!“ las er vor. „Er ist nach unserer Meinung der Hauptverdächtige!“

„Nähtere Angaben zur Person?“ erkundigte sich Chakra.

„Professor für Biochemie an der Universitätsklinik von Lykanopolis“, berichtete Norman. „Vierundfünfzig Jahre alt, auf Roxande II geboren und hier aufgewachsen. Bester Biochemiker der letzten dreißig Jahre - das sagen jedenfalls die Diplome und Zeugnisse. Eine galaxisweit bekannte und geachtete Persönlichkeit. Okur ist ledig, hat sich vor drei Jahren von der Universität zurückgezogen und arbeitet seither an privaten Forschungsobjekten. Einzelheiten darüber waren nicht zu erfahren.

Der Mann ist steinreich, seit er einen entfernten Onkel beerbte, der unter recht eigentümlichen Umständen starb. Seine Vorliebe für terrestrische Weine hat ihn bereits zweimal die Fahrerlizenz gekostet - und jetzt hat er einen Chauffeur.“

„Sein Charakter?“ erkundigte sich Chakra. „Ist darüber was bekannt?“

„Okur gilt als überaus geltungssüchtig und reizbar“, erklärte Norman. „Wegen manisch-depressiver Anfälle ist er mehrfach in Behandlung gewesen, aber ohne jeden Erfolg! Das wäre alles, was wir über Okur wissen!“

„Ein bißchen wenig!“ meinte Coreen nachdenklich. „Warum hast du ihn an die Spitze gesetzt?“

Achselzuckend bekannte Norman:

„Instinkt, wenn du damit einverstanden bist! Einen Grund dafür habe ich nicht, aber der Mann erscheint mir sehr merkwürdig!“

„Verlassen wir uns also auf Normans Nase“, schlug Ilaria vor. „Norman sollte sich Okur näher ansehen, die anderen werden sich mit den übrigen Kandidaten beschäftigen! Einverstanden?“

„Ich werde Norman begleiten!“ entschied Chakra. „Ich bin auch sehr neugierig, wie dieser Okur aussieht!“

Okur besaß ein luxuriöses Haus an der Küste von Laxdal. Chakra pfiff leise durch die Zähne, als er den kostspieligen Import-Marmor an den Außenwänden sah. Okur hatte sein Grundstück umzäunt, eine Seltenheit für Lykander VIII; der massive Zaun erregte sofort Normans Mißtrauen, das sich noch verstärkte, als der Psychologe die Anschlüsse

sah, die den Stahl des Zaunes mit einem Hochspannungsgenerator verbanden.

„Eine kleine Festung!“ murmelte er. „Ich vernasche meinen Küchenrobot, wenn Okur nicht etwas zu verbergen hat!“

Er betätigte die Klingel an der Pforte und wartete.

„Sie wünschen?“ fragte eine rauhe Männerstimme über die Sprechanlage.

„Wir kommen von der Medical Gazette“ gab Norman an. „Wir wollen eine Reportage über den Professor schreiben!“

„Das Tor wird sich gleich öffnen!“ antwortete die Stimme. „Ich will hoffen, daß Sie Ihre Presseausweise nicht zufällig vergessen haben!“

„Sehr mißtrauisch“, kommentierte Chakra, während sich das Tor lautlos öffnete.

Die Presseausweise waren keine zwei Stunden alt und stammten aus der Druckerei der lykandrischen Polizei; auf solche Kleinigkeiten legten die Mitglieder von Adventures Inc. großen Wert. An der Haustür wurden die beiden „Männer von einem finster dreinblickenden Mann empfangen.

„Ihre Ausweise!“ forderte er rauh; Norman erkannte die Stimme von der Sprechanlage wieder. Wortlos zogen die beiden Männer die Ausweise aus der Tasche; Chakra hatte zusätzlich noch eine schwere Kameratasche mitgeschleppt, in der sich auch die Nadler der beiden Männer befanden. Sie anders zu transportieren, war unmöglich - auf Lykander VIII trug fast jeder Bewohner Bekleidung, selbst bei Staatsempfängen.

Der Mann prüfte die Ausweise umständlich, dann gab er die Karten zurück und trat zur Seite. Norman ging als erster ins Innere des Hauses und sah sich kurz um.

Er war Kenner genug, um den Wert der Einrichtung abzuschätzen; das Mobiliar mußte ein kleines Vermögen gekostet haben. Ähnlich teuer waren auch die Gemälde an der Wand; allerdings paßten sie nicht zu der Einrichtung, wie Norman sachkundig feststellte.

„Der Professor wird gleich kommen!“ sagte der Chauffeur rauh. „Setzen Sie sich!“

Gehorsam nahmen die beiden Männer Platz, während der Chauffeur verschwand. Norman entdeckte auf dem schweren Schreibtisch einen Wälzer und sah sich den Titel an. Das Buch behandelte biochemische Probleme und stammte aus der Feder des Professors. Norman las ein paar Zeilen und schüttelte den Kopf.

„Der Stil ist entsetzlich!“ murmelte er. „Mir tun die Studenten leid, die nach diesem Schmöker lernen müssen!“

Er setzte sich rasch, als er Schritte hörte; eine Tür öffnete sich, und im Rahmen erschien Okur und sah die beiden Männer skeptisch an. Der Biochemiker hatte ein stark gerötetes Gesicht und trug eine Brille mit einem extrem dünnen Gestell. Norman schätzte das Lebendgewicht auf knapp einhundert Kilogramm, die sich ungleichmäßig auf hundertfünfundsiebzig Zentimeter Körperlänge verteilten. Okur begrüßte die beiden Männer und gab ihnen die Hand.

„Mein Chauffeur berichtete mir, Sie wollten eine Reportage über mich schreiben?“ meinte Okur, nachdem er sich gesetzt hatte. „Was wollen Sie wissen? Und wie sind Sie überhaupt auf mich verfallen?“

„Wir haben gehört, daß Sie sich mit privaten Forschungen beschäftigen“, berichtete Chakra freundlich. „Sie werden verstehen, daß wir bemüht sind, unsere Leserschaft rechtzeitig über Neuentwicklungen zu informieren. Außerdem ist eine Serie geplant über die bedeutendsten Persönlichkeiten der heutigen Medizin!“

Okur zeigte sich sichtlich geschmeichelt; er lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Fragen Sie, meine Herren“, sagte er freundlich; seine Stimme klang undeutlich, weil er sich nicht die Mühe machte, die Worte deutlich zu artikulieren.

„Woran arbeiten Sie zur Zeit?“ fragte Chakra, während er einen Notizblock aus seiner Tasche zog.

„Zur Zeit beschäftigte ich mich mit einer kleinen Schrift über die Wirkung von Bilirubincorticoiden und anderen Amin-Oxydasen auf die Calcitonin-Isomerisierung!“ berichtete Okur liebenswürdig; Chakra schrieb eifrig mit.

„Wann ungefähr wird diese Arbeit beendet sein?“ erkundigte sich Norman.

Ihm entging nicht, wie sich der Gesichtsausdruck des Professors schlagartig änderte. Okur preßte die Kiefer zusammen und ballte unwillkürlich die Fäuste. Sein Blick bekam etwas Stechendes, gleichzeitig wurde der Mann leicht blaß. Seine Stimme klang plötzlich kälter als zuvor. Während Chakra fragte und die knappen Antworten mitschrieb, studierte Norman die Reaktion des Mediziners. Ihm fiel ein, was er für eine kurze Zeitspanne in der Tür gesehen hatte, durch die Okur in das Zimmer getreten war. Der angrenzende Raum war das Schlafzimmer, deutlich zu erkennen an dem galaxisweit gefürchteten Bild über dem Bett, das einen verzweifelt röhrenden Hirsch zeigte.

Norman überlegte fieberhaft, wie das Haus konstruiert war. Nach seiner Erinnerung konnte sich hinter dem Schlafzimmer kein anderer Raum mehr befinden. Okur trug einen weißen Kittel, auf dem einige noch feuchte Flecke zu erkennen waren; die beiden Männer hatten ihn demnach bei der Arbeit gestört. Ein biochemisches Labor in einem Schlafzimmer erschien Norman völlig absurd; weit näher lag der Gedanke, daß sich im Schlafraum ein Zugang zu einem Labor befand, den niemand sehen sollte.

Der Psychologe gab Chakra ein unmerkliches Zeichen, das vor dem Besuch abgesprochen worden war. Der Lykandi verstand und beeilte sich, das Interview zum Abschluß zu bringen. Okur kam ihm entgegen und wies auf die Uhr.

„Vielleicht können wir das Gespräch zu einem anderen Zeitpunkt fortsetzen?“ schlug er vor; seine Freundlichkeit klang unecht. „Wenn Sie daran interessiert sind, dann hinterlassen Sie bitte Ihre Anschriften und Ihre Video-Nummer. Ich werde Sie dann anrufen, wenn mir meine Termine Zeit lassen!“

Norman ging sofort auf das Angebot ein; er nannte dem Professor die Anschrift der Gruppe und die Nummer des Video-Gerätes. Dann verabschiedeten sich die beiden Männer und verließen das Haus.

„Der Mann hat Angst!“ stellte Chakra fest. „Ich bin absolut sicher, daß Okur etwas zu verbergen hat!“

Die beiden Männer stiegen in den Gleiter; die Kennzeichen hatten sie vor ihrem Besuch sorgfältig überklebt, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Chakra lenkte das Fahrzeug durch den dichten Verkehr der Hauptstadt, während Norman herauszufinden versuchte, warum Okur sein Verhalten so schlagartig geändert hatte.

„Wir werden deine Kollegen einschalten müssen“, erklärte er Chakra. „Sie müssen Okur überwachen, seinen Umgang feststellen und herausbekommen, mit wem er überhaupt noch Kontakte unterhält.“

„Nicht zu vergessen: der Chauffeur!“ fügte Chakra hinzu. „Auch dieser Mensch scheint mir nicht geheuer. Ist dir die Tätowierung auf seinem Arm aufgefallen? Ich habe diesen Frauenkopf schon oft gesehen - bei Strafgefangenen!“

„Das besagt nichts“, warf Norman ein; der Gleiter verließ die Hauptstraße und bog in die Abfahrt nach Patou ein.

Auf halbem Wege stoppte Chakra plötzlich: eine Straßensperre war quer über den Beton gespannt worden. Ein halbes Dutzend Uniformierter kontrollierte die Fahrzeuge und lenkte den Verkehr um.

„Tut mir leid“, sagte ein Beamter, als der Gleiter unmittelbar vor der Sperre stand. „Patou ist vorläufig gesperrt! Ich kann Sie nicht durchlassen!“

Chakra zeigte seinen Dienstausweis und fragte:

„Hat die Seuche weiter um sich gegriffen?“

„Zweihundert Erkrankungen sind bisher gemeldet“, antwortete der Polizist. „Patou ist

zum Notstandsgebiet erklärt worden. Todesfälle hat es bis jetzt noch nicht gegeben, aber die Lage wird von Stunde zu Stunde ernster! Wollen Sie wirklich nach Patou?“

„Von wollen kann keine Rede sein“, brummte Chakra grimmig. „Wir müssen!“

Der Beamte ließ die Sperre für den Gleiter freimachen; sobald das Fahrzeug vorbeigejagt war, wurde Patou wieder hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt. Chakra raste wie ein Besessener über die leeren Straßen bis vor den Bungalow. Wardon stand im Eingang.

„Keine Aufregung!“ meinte er beruhigend. „Von uns ist noch keiner krank. Habt ihr etwas erreichen können?“

„Nicht viel!“ berichtete Norman, als sie den Wohnraum betreten hatten; die Gruppe hatte sich um den offenen Kamin versammelt. Chakra warf den Notizblock auf den Boden und setzte sich. Während er berichtete, was er und Norman bei Okur erlebt hatten, spielte Vaughn mit dem Block herum.

„Was soll dieser Blödsinn bedeuten?“ fragte er plötzlich; gedankenlos hatte er Chakras Notizen überflogen und war über ein ihm unverständliches Wort gestolpert.

„Das sind die Äußerungen Okurs!“ sagte Chakra knapp. „Ich mußte den ganzen Unsinn mitschreiben!“

„Unsinn ist genau das richtige Wort!“ stellte Vaughn fest. „Bilirubin ist der Gallenfarbstoff, und Corticoide werden von der Nebennierenrinde erzeugt. Beides hat miteinander überhaupt nichts zu tun. Aminoxydasen sind Enzyme und haben mit dem Hormon Calcitonin nichts zu tun. Okur hat euch veralbert!“

„Er hat also herausgefunden, daß wir keine Reporter waren“, stellte Chakra ergrimmt fest. „Ob er Angst hatte, von uns überfallen zu werden?“

„Das halte ich für unwahrscheinlich!“ mischte sich Coreen ein. „Ich vermute, daß er euch für Schnüffler gehalten hat - gleichgültig, ob er Polizisten oder Konkurrenten in euch vermutete. Das würde seine Reaktion ziemlich genau erklären!“

„Ich bin fast sicher, daß wir den richtigen Mann gefunden haben!“ rief Ilaria.

Wardon zuckte mit den Schultern und ging zum Video hinüber; Sekunden später war die Verbindung mit dem Polizeipräsidium hergestellt.

„Was gibt es an Neuigkeiten“, fragte Wardon, nachdem sich der Polizeipräsident am Gerät eingefunden hatte.

„Zwanzig weitere Infektionen!“ berichtete der Mann mit düsterer Stimme. „Die Erkrankungen konzentrieren sich auf Laxdal und Patou - von anderen Inseln wurde bislang noch nichts gemeldet!“

„Ist bei der Regierung irgendein Ultimatum eingegangen?“ forschte Wardon. „Wir vermuten nämlich, daß der unbekannte Mörder versuchen wird, irgendeinen Vorteil aus seiner Aktion zu ziehen!“

„Von einem Ultimatum oder einer Erpressung ist noch nichts bekannt!“ erwiderte der Polizeipräsident leicht verblüfft. „Ich melde mich wieder, sobald ich Neues weiß!“

„Also kein Profitstreben!“ stellte Wardon nachdenklich fest, nachdem er die Verbindung getrennt hatte. „Sollte Okur tatsächlich nur das eine Ziel haben, möglichst viele Menschen zu töten - ohne daraus Vorteil ziehen zu wollen?“

„Das paßt nicht zum Charakter dieses Mannes!“ warf Mircea ein. „Früher oder später würde er sich zu erkennen geben - entweder als der Mann, der ein Heilmittel gefunden hat, oder aber als Diktator von Lykander VIII!“

Der Türsummer unterbrach Norman in seinem Gedankengang; er öffnete und sah sich den jungen Mann an, der auf der Schwelle stand. Auffällig waren das lange, dunkle Haar und ein üppiger Vollbart. Zwei braune Augen sahen Norman an.

„Ist Mister Devine anwesend?“ erkundigte sich der junge Mann freundlich. „Dies ist doch sein Bungalow, nicht wahr?“

„Allerdings!“ räumte Norman ein und führte den jungen Mann in das Innere des Gebäudes. „Was wollen Sie von Devine?“

„Ich wollte mich nur erkundigen, wie es seiner Freundin geht“, erklärte der Bärtige, während er sich interessiert im Zimmer umsah. „Ich habe damals den Luftröhrenschnitt durchgeführt, weil sonst kein Arzt zu finden war. Wie geht es dem Mädchen?“

„Sie sind Mediziner?“ fragte Vaughn ungläubig.

„Nicht ganz!“ erklärte der junge Mann. „Ich stehe gerade vor dem Zwischenexamen.“

„Sie müssen Derfnam sein!“ mutmaßte Ilaria, die sich an Devines Erzählung erinnerte.

„Stimmt“, meinte Derfnam freundlich. „Und wie geht es dem Mädchen? Hat sie meinen Eingriff überstanden?“

Ilaria klärte ihn über den letzten Stand der Dinge auf; allerdings verschwieg sie Einzelheiten über das Virus.

„Wie sind sie überhaupt hierhergekommen?“ wollte Ceco wissen. „Die Insel ist gesperrt!“

„Nicht mehr!“ antwortete Derfnam. „Vor einer Stunde wurde die Sperre aufgehoben.“

Plötzlich fiel sein Blick auf den Notizblock. Derfnam stutzte und las, dann lachte er laut auf.

„Sie haben Okur besucht, nicht wahr?“ sagte er selbstsicher. „Das sind seine üblichen Prüfungsscherze - wer nicht sämtliche Fehler sofort berichtigt, kann die Prüfung wiederholen.“

„Wissen Sie mehr über Okur?“ erkundigte Wardon interessiert. „Kennen Sie ihn persönlich?“

„Ein ekliger Gesell!“ meinte Derfnam mürrisch. „Er hat keinen Sinn für Humor - zumal für den meinen. Außerdem ist er unmusikalisch!“

Er sah auf seine Uhr, ein uraltes Stück, das er in einer kleinen Tasche seiner Badehose mit sich trug.

„Zeit zu gehen“, murmelte er, „Ich freue mich, Sie kennengelernt zu haben!“

Norman brachte den jungen Mann bis zur Tür; er schluckte, als er den Gleiter sah, den Derfnam benutzte. Das helle Blau des Lackes verschwand fast vollständig unter einer ticken Staubkruste, Schockiert sah Norman die Ansammlung von Drähten und Spulen, die aus dem Motorblock des Gleiters hervorquollen.

„Ein prächtiges Fahrzeug, das Sie da verwenden!“ sagte Norman leicht fassungslos.

„Fürwahr!“ bestätigte Derfnam - und schwang sich auf den Fahrersitz. Erwarten Sie eigentlich heute abend noch wichtigen Besuch?“

„Nein!“ antwortete Norman erstaunt. „Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Ganz elementar!“ erwiderte Derfnam. „Dort hinten rast ein schwerer Gleiter mit stark überhöhter Geschwindigkeit auf diesen Bungalow zu!“

Norman folgte mit den Augen der Handbewegung des jungen Mannes; Als er den Gleiter sah, reagierte er sofort. Sein Instinkt sagte ihm, daß dieser Gleiter gefährlich war.

„Mircea!“ schrie er über die Schulter hinweg ins Haus. „Verschwindet aus dem Bungalow. Schnell!“

Norman rannte zur Seite, während Derfnam ruhig sitzen blieb und abwartete. Der Psychologe warf sich hinter einen Busch und drehte sich, undeutlich sah er, wie seine Freunde aus dem Haus stürzten und Deckung suchten. Der Gleiter raste mit unverminderter Geschwindigkeit heran; der Fahrersitz war leer.

Erst als sich der Gleiter dem Bungalow bis auf zweihundert Meter genähert hatte, reagierte Derfnam; Norman hörte das Aufheulen des Motors, dann verschwand das Fahrzeug in einer Abgaswolke. Der Psychologe preßte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen und versuchte, durch den Dunst zu schauen. Wie ein Phantom jagte der Gleiter heran und fegte durch die Qualmwolke, dann brach die Hölle über Norman

zusammen.

Eine gewaltige Detonation fetzte das Haus auseinander; wie mit einer riesigen Faust schlug die expandierende Luft gegen Normans Brustkorb und ließ ihn besinnungslos werden. Er sah nicht mehr, wie mannsgroße Trümmerstücke durch die Luft flogen und krachend wieder landeten.

Als der Psychologe wieder zu sich kam, schmerzte jeder Muskel. Norman fühlte sich wie gerädert,

„Irre, Mann, einfach irre!“ krächzte eine Stimme, die Norman als Derfnams identifizierte. „Das war ein Feuerwerk!“

Der junge Mann hatte die Explosion ohne jeden Schaden überstanden; sein Gleiter allerdings hatte nur noch Schrottwert.

„Wo sind die anderen?“ krächzte Norman und schleppte sich mühsam näher zum Zentrum der Explosion. Von dem Bungalow war nicht mehr viel zu sehen; Rauch kräuselte aus dem Trümmerhaufen aus verbogenem Metall und verkohltem Holz in die Höhe. Aus der zerfetzten Wasserleitung stieg eine Fontäne auf und lösche allmählich die Schwelbrände,

„Mircea!“ rief Norman schwach.

„Hier!“ tönte eine undeutliche Stimme zurück. „Warte, Norman, ich komme!“

Nach und nach trafen die Mitglieder des Teams an der Explosionsstelle ein; alle waren mehr oder weniger zerschunden und zerschlagen und schleppten sich zum nächstgelegenen Bungalow; dort wurden die Wunden ausgewaschen und verbunden. Derfnam kochte einen starken Kaffee, der das Team rasch wieder belebte.

„Ein Zufall war das nicht!“ seufzte Wardon. „In dem Gleiter muß ein gewaltiger Brocken Sprengstoff gesteckt haben!“

„Ein einwandfreier Mordversuch!“ stellte Panos grimmig fest und schlürfte vorsichtig den heißen Kaffee. „Als Anstifter kommt nach meiner Überzeugung nur einer in Frage - Okur!“

„Wieso ausgerechnet Okur?“ wollte Coreen wissen. „Er wußte überhaupt nicht, wo wir uns aufzuhalten!“

„Er wußte!“ widersprach Norman, „Ich war so gutmütig, ihm meinen Video-Anschluß zu nennen. Mit dieser Angabe die genaue Anschrift des Teilnehmers festzustellen, dürfte einem Mann wie Okur nicht schwerfallen!“

Derfnam hatte sich zurückgezogen; ihm war eingefallen, daß auf dem Motorblock des Gleiters verschiedene Fabrikationsmerkmale eingraviert waren, die auf eine deutliche Spur hinweisen konnten. Er kehrte wenig später niedergeschlagen zurück.

„Die Motorblocknummern sind abgeschleift worden!“ berichtete er dem Team. „Kein einziges Zeichen war zu erkennen - daran hat der Attentäter jedenfalls gedacht!“

„Er wird sich noch allerlei einfallen lassen müssen, wenn er uns ausschalten will!“ versprach Norman grimmig, obwohl ihn die dumpfe Ahnung erfüllte, daß dieser Anschlag nicht der einzige Versuch bleiben würde.

3.

Der nächste Morgen brachte eine Reihe unangenehmer Überraschungen; Chakra rief vom Polizeihauptquartier aus an, als die Gruppe gerade beim Frühstück saß.

„Die Zahl der Erkrankten hat sich inzwischen auf annähernd zehntausend erhöht“, berichtete der Beamte. „Und wieder konzentrieren sich die Fälle auf die beiden Inseln

Laxdal und Patou. Unter den Touristen macht sich allmählich eine gewisse Panikstimmung breit. Wenn nicht bald etwas geschieht, wird eine Massenflucht von Lykander VIII einsetzen - die Urlauber werden die Seuche unter Umständen durch die ganze Galaxis schleppen und Lykanders Ruf als Ferienidylle restlos vernichten.“

„Dann müßten wir die Raumhäfen schließen!“ erklärte Norman hart. „Niemand darf den Planeten verlassen!“

„Dadurch heizen wir nur die Angst noch weiter an!“ widersprach Chakra. Außerdem ist Lykander VIII dafür bekannt, überaus friedlich zu sein. Wir haben überhaupt keine Leute, eine solche Aktion durchzuführen, ganz abgesehen davon, daß dann die Polizisten die ersten sein werden, die die Fähren stürmen!“

„Was ist mit Okur?“ fragte Norman wütend.

„Ich habe einen Durchsuchungsbefehl für sein Haus bekommen können“, meldete Chakra. „Ich schlage vor, wir treffen uns in einer Stunde vor Okurs Haus und setzen ihn fest, sobald wir belastendes Material in die Hände bekommen!“

„Wir werden pünktlich sein!“ versprach Norman, dann unterbrach er den Kontakt. Das Frühstück nahm einige Zeit in Anspruch. Die Gruppe saß auf der Terrasse von Vaughns Bungalow und ließ sich während des Essens von der Sonne bescheinen. Die Idylle wurde nur unwesentlich durch einige Stechmücken gestört, die sich vor allem Coreen widmeten. Wardon grinste hinterhältig, als er Coreen beobachtete, die mit beiden Händen nach den Insekten schlug.

„An dir ist eine Kammerjägerin verlorengegangen!“ spottete er.

„Diese Viecher ärgern mich!“ sagte Coreen gereizt. „Ich bin schon zweimal gestochen worden!“

Abrupt endeten ihre Bewegungen; die Arme verharren für einen Augenblick in der Luft und sanken dann schlaff nach unten. Ihr Brustkorb hob und senkte sich in krampfhaften Stößen.

„Verdammtd!“ zischte Norman. „Jetzt hat es Coreen erwischt!“

Vaughn war schon in das Haus gerannt und kam mit einer Sauerstoffflasche zurück; er begann sofort, das Mädchen künstlich zu beatmen, während Ilaria die Klinik verständigte und Panos einen Gleiter startete. Coreen wurde auf den Rücksitz gelegt, dann jagte Panos los.

„Das war knapp!“ murmelte der Arzt, während er sich die Hände wusch. „Wir mußten einen Luftröhrenschnitt machen, um Ihre Freundin zu retten!“

Wardon stand neben dem Mediziner in der Ambulanz des Krankenhauses; sein Gesicht hatte an Farbe verloren. Mit unsicherer Stimme fragte er:

„Ist es die Seuche, die uns soviel Kopfzerbrechen macht?“

Obwohl er die Antwort schon geahnt hatte, erschrak er leicht, als der Arzt nickte. Wardon holte ein kleines Päckchen aus der Tasche und drückte es dem Mediziner in die Hände.

„Lassen Sie das bitte von einem Fachmann untersuchen!“ sagte er rauh. „Es sind zwei Stechfliegen darin - ich bin sicher, daß sie etwas mit der Erkrankung zu tun haben!“

Der Arzt zog die Brauen in die Höhe und musterte skeptisch den Mann, dann öffnete er das Päckchen und betrachtete den Inhalt.

„Ich glaube nicht, daß dies viel Sinn hätte!“ sagte er achselzuckend. „Diese Art von Stechfliegen gibt es überall auf ganz Lykander. Sie sind zwar lästig, aber nicht gefährlich!“

„Die Art mag harmlos sein“, erwiderte Wardon scharf. „Aber diese einzelnen Fliegen müssen es nicht sein!“

„Wenn Sie darauf bestehen...!“ meinte der Arzt zweifelnd. „Ich werde Professor Okur bitten, sich die Tiere einmal genau anzusehen!“

„Nehmen Sie einen anderen Fachmann!“ empfahl Wardon grimmig. „Okur wird bald andere Sorgen haben!“

Er drehte sich auf dem Absatz herum und verließ die Ambulanz; vor dem Portal wartete bereits der Rest des Teams auf ihn. Sobald Wardon eingestiegen war, beschleunigte Panos das Fahrzeug und steuerte die Außenbezirke der Hauptstadt an.

Vor Okurs Haus standen bereits zwei andere Gleiter unauffällig geparkt; Chakra hatte ein halbes Dutzend Kollegen zur Unterstützung angefordert. Die Männer waren schon ausgeschwärmt und hatten das Haus umstellt. Wenn Okur sich im Innern befand, gab es für ihn kein Entweichen mehr.

Norman und Chakra gingen an der Spitze eines kleinen Trupps auf das Gebäude zu; das Gartentor stand merkwürdigerweise offen. Niemand schien die Männer zu beachten, als sie auf das Haus zumarschierten. An der Tür angekommen, betätigte Chakra die Klingel; das Schrillen der Glocke war deutlich draußen zu hören.

„Können wir nötigenfalls die Tür aufbrechen?“ wollte Norman wissen. Chakra öffnete den Mund, aber Coco ersparte ihm die Antwort; sie bewegte den Türgriff, und ächzend schwang das Tor nach innen auf. Vorsichtig drangen die Männer und Frauen in das Innere des Hauses ein. Alles war still. Norman erinnerte sich an seinen ersten Besuch und wandte sich in die Richtung des Schlafzimmers, wo nach seiner Überzeugung der Eingang für ein verstecktes Laboratorium sein mußte.

Im großen Wohnraum vor dem Schlafzimmer brannte eine schwache Lampe; in der halben Dämmerung erkannte Chakra eine Gestalt, die bewegungslos in einem Sessel hing. Chakra ging näher und erkannte den Chauffeur, der ihnen beim ersten Besuch die Tür geöffnet hatte. Der Mann sackte langsam zur Seite, als Chakra ihn an der Schulter berührte.

„Der Mann lebt noch!“ stellte Vaughn fest, der sich sofort um den Chauffeur kümmerte. „Er ist ebenfalls von dem Curare-Virus befallen - er muß sofort in die Klinik!“

Zwei lykanische Polizisten nahmen den reglosen Körper auf und schafften ihn fort, während das Team weiter vordrang. Auch das Schlafzimmer war leer; Norman suchte nach einer Tür, fand aber nur holzgetäfelte Wände. Mühsam und umständlich klopfte das Team jede einzelne Platte ab. Der schwere Teppich wurde fortgeräumt, das Bett verrückt - nach einer halben Stunde stellte das Team die Suche ein.

„Wenn es hier einen getarnten Eingang zu einem Labor gibt, dann ist er besser versteckt, als wir suchen können!“ stellte Norman erbittert fest. „Aber ich habe das sichere Gefühl, daß Okur verschwunden ist - nachdem er sicherheitshalber auch seinen Chauffeur mit dem mörderischen Virus infiziert hat!“

Durch das große Fenster im Schlafzimmer blickte er nach draußen; im Garten war ein Hilfstrupp damit beschäftigt, etliche Seismometer in den Boden zu rammen. Wenig später ertönten die ersten Detonationen.

Das Team wartete eine halbe Stunde lang, dann lagen die Meßergebnisse vor. Der Polizeileutnant, der die Daten vorlas, machte ein niedergeschlagenes Gesicht.

„Wir haben keine Hohlräume entdecken können!“ meldete er ratlos. „Nach unseren Messungen gibt es hier kein verstecktes Labor!“

Norman knirschte mit den Zähnen, dann ging er zum Video; es dauerte nicht lange, bis er aus dem Verzeichnis der Anschlüsse eine Firma herausgefunden hatte, die im Rufe stand, die besten Laboratoriumsausrüstungen Lykanders zu liefern. Norman hielt seinen Ausweis vor die Kamera und schaffte es, innerhalb kurzer Zeit mit der Versandabteilung der Firma verbunden zu werden.

„Frage eins: Haben Sie geschäftliche Verbindung mit Professor Yale Okur?“ forschte der Psychologe. „Die zweite Frage: Hat Okur in den letzten Monaten bei Ihnen eingekauft? Was, und wohin wurde es geliefert?“

„Professor Okur ist einer unserer besten Kunden!“ berichtete der Versandleiter. „Hat er sich über uns beschwert?“

„Keine Aufregung!“ sagte Norman. „Über Ihre Firma liegen keine Beschwerden vor. Wir brauchen nur den Professor. Beantworten Sie meine Fragen!“

„Ja, Okur hat bei uns gekauft!“ erklärte der Versandleiter. „Wir haben in den letzten Monaten größere Mengen Laborausrüstungen an ihn geliefert, allerdings nicht an seine Privatanschrift. Warten Sie - ich suche die Adresse aus der Kartei!“

Norman wartete geduldig, während Chakra sein Notizbuch bereithielt; der Versandleiter kehrte rasch ans Video zurück und las eine Adresse von einer Plastikkarte ab. Chakra notierte sorgfältig alle Angaben.

„Hat Okur die letzte Lieferung schon bezahlt?“ wollte Norman zum Abschluß wissen; der Versandleiter nickte.

„Die letzte Rechnung lautete auf achtzehntausend Tellur!“ berichtete der Mann. „Das Geld ist vor drei Tagen bei uns eingetroffen! Warum die Frage?“

„Das werden Sie aus den Tageszeitungen erfahren können!“ tröstete Norman den Versandleiter. „Und das hoffentlich sehr bald!“

Norman lächelte liebenswürdig und schaltete das Video aus, dann drehte er sich zu Chakra herum.

„Wo hat Okur sein zweites Versteck?“ wollte der Psychologe wissen.

„Auf Peau“, berichtete Chakra. „Die Insel liegt etwa zwei Fahrstunden mit dem Gleiter von Patou entfernt. Sollen wir ihn sofort aufsuchen?“

„Keine Verzögerung!“ bestimmte Norman. „Jede Minute kann ein Menschenleben kosten!“

Die Männer rannten zurück zu den Gleitern und sprangen in die Sitze; Chakra übernahm das Steuer und raste so schnell wie möglich an die Küste und aufs offene Meer. Mit mehr als vierhundert Kilometern in der Stunde jagte der Gleiter über die Wellen; hinter dem Fahrzeug bildete sich eine gewaltige Wasserwolke, die den Polizeigleiter dazu zwang, großen Abstand zu halten.

Während Chakra durch das Inselgewirr sauste, benutzte Wardon das Bordvideo. Coreen ging es einigermaßen gut, und auch der Chauffeur war noch rechtzeitig in der Klinik eingeliefert worden. Wardon atmete erleichtert auf, dann ließ er sich mit dem Fachmann verbinden, der die Stechfliegen untersuchen sollte.

„Haben Sie etwas herausfinden können, Professor?“ wollte Wardon wissen, sobald das schmale Gesicht des Wissenschaftlers in den Bereich der Aufnahmeeoptik gekommen war. Der Mann machte den Eindruck, als sei für ihn eine Welt in Sekundenbruchteilen zusammengebrochen.

„Ich verstehe das nicht!“ stammelte der Biologe.

„Reden Sie!“ herrschte Norman den Mann an. „Was können Sie nicht verstehen?“

„Diese Stechfliegen!“ sagte der Biologe stockend. „Das sind keine normalen lykandrischen Insekten. Unsere Spezies ist völlig harmlos, aber diese Art...!“

„Genaueres, bitte!“ sagte Norman drängend.

„Ich habe die Speicheldrüsen der Tiere untersucht!“ berichtete der Biologe. „Sie sind bis zum Platzen gefüllt mit Viren, eben jenem Erreger, der uns soviel zu schaffen macht. Ich habe sofort einige weitere Exemplare dieser Stechfliegenart eingefangen und untersucht. Nur jede zehnte Stechfliege kann die Viren beim Stich in den menschlichen Blutkreislauf einbringen - die anderen neun Exemplare sind völlig harmlos! Ich verstehe das nicht!“

„Wir um so besser!“ tröstete Norman den ratlosen Biologen. „Hat diese Stechfliegenart natürliche Feinde?“

„Selbstverständlich!“ antwortete der Biologe. „Einige Vogelarten ernähren sich fast

ausschließlich von Stechfliegen. Aber diese natürlichen Feinde vermehren sich derart langsam, daß ich keine Möglichkeit sehe, die gefährlichen Insekten auf diese Weise erfolgreich zu bekämpfen. Wir könnten natürlich Insektenfeste versprühen; die Vorräte sind groß genug. Aber dann bräche der Naturhaushalt zusammen - mit den Fliegen würden wir etliche Vögel um andere Tierarten ausrotten!“

Der Biologe machte ein sorgenvolles Gesicht; Norman vermied es, den Mann über die wahren Hintergründe der Seuche aufzuklären. Die Zahl der Informierten sollte möglichst klein bleiben, um eine Panik zu verhindern.

Mit einem Knopfdruck ließ der Psychologe die Verbindung zusammenbrechen; inzwischen hatte der von Chakra gesteuerte Gleiter Peau erreicht. Wegen einiger seltener Vogelarten, die hier nisteten, war das Gebiet der Insel unter strengsten Naturschutz gestellt worden. Nur wenige Bürger von Lykander VIII waren im Besitz einer Sondererlaubnis, die ihnen den Aufenthalt auf Peau gestattete. Yale Okur war einer dieser Privilegierten.

Der Polizeigleiter schloß auf, als Chakra das Tempo drosselte. Nebeneinander glitten die beiden Fahrzeuge jetzt über den kiesigen Strand.

Chakra lenkte den Gleiter langsam landeinwärts. Das Gelände stieg sanft an, und auf der Kuppe des Hügels war ein Wäldchen zu erkennen. Chakra stoppte den Gleiter, als er die Kuppe erreicht hatte. Inmitten des Baumbestands gab es eine Lichtung, gerade groß genug, um die beiden Gleiter aufzunehmen. Behutsam setzten die Fahrzeuge auf, und die Männer sprangen von den Sitzen. Der Trupp hatte sich der Insel von der anderen Seite genähert; die einzige lizenzierte Zufahrt, über die auch das Material an Okur geliefert worden war, lag auf der gegenüberliegenden Seite der Insel. Von der Kuppe aus war das Anlaufgebiet deutlich zu sehen; die Schleifspuren angelandeter Gleiter zeichneten sich klar auf dem weichen Sand ab.

In Gedanken verlängerte Chakra die Fährte; sie führte vom Strand den Hügel hinauf bis zu einem Punkt, der von seinem Standort aus nicht mehr einzusehen war. Chakra gab dem Trupp ein Handzeichen, dann setzte er sich in Bewegung. Nach zweihundert Metern wurde das Gehölz immer niedriger und lichter. Während sich die Gruppe vorwärts arbeitete und jeden Strauch als Deckung nutzte, hielt Norman nach dem Fahrzeug Ausschau, das den Professor nach Peau gebracht haben mußte. Er entdeckte die Spur erst, als die Gruppe um einen Felsvorsprung gebogen war; jetzt war auch der Eingang zu Okurs zweiter Behausung sichtbar.

Der Professor schien ein sehr vorsichtiger Mann zu sein; von einem Gebäude war nichts zu sehen. Nur ein massives Tor war zu erkennen, das in den blanken Fels hineinführte. Offenbar lagen die Laboratorien im Innern des Hügels. Die Gruppe schlich sich an das Tor heran und kreiste den Eingang ein.

„Verdammt!“ zischte Chakra, als er den Eingang näher betrachtete.

Beim Anmarsch waren ihm die Halbkugeln rechts und links neben dem Tor nicht aufgefallen, da das Metall sorgfältig und überaus geschickt getarnt war und mit der natürlichen Struktur des Gesteins zu einer Einheit verschmolz. Erst jetzt sahen die Männer und Frauen, wie Okur sein Labor geschützt hatte. Aus daumengroßen Öffnungen in den Halbkugeln schoben sich die Läufe zweier Lasergeschütze. Norman nahm das Fernglas zu Hilfe und betrachtete jeden Zentimeter des stählernen Tores. Über dem Eingang war undeutlich eine Linse zu erkennen.

„Wenn er uns mit einer Infrarotkamera beobachtet“, sagte Norman, „können wir unseren Einsatz abbrechen. Dann sieht er uns auch, wenn wir uns hinter Büschen verstecken. Und gegen die Laser können wir kaum etwas ausrichten!“

Seine düstere Ahnung bestätigte sich Sekunden später; die Laserläufe bewegten sich und zielten auf den Strauch, hinter dem der Mann sich versteckt hatte. Norman sah die

Bewegung und warf sich zur Seite. Geblendet schloß der Psychologe die Augen, als der Busch vom Laser unter Beschuß genommen wurde. Es dauerte nur Sekundenbruchteile, dann war von dem Strauch nur noch ein verkohlter Rest übrig. Die Männer und Frauen des Trupps suchten sofort stabilere Deckungen auf; durch das Blattwerk hindurch konnte die Infrarotkamera ihre Körperwärme noch erfassen. Den harten Fels durchdrang die Strahlung nicht.

Wardon sah sich um und erschrak; da der Trupp beim Anmarsch nichts von den Lasern geahnt hatte, hatten die Männer sich auch keinen Rückzugsweg offen gehalten. Der ganze Trupp lag hinter Felsen versteckt, aber es gab keine Möglichkeiten, diese Deckungen zu verlassen, ohne sich nicht zumindest für einige Sekunden in den Feuerbereich der Laser zu begeben.

„Was nun?“ fragte Chakra ratlos.

Nachdenklich starnte Wardon auf den Nadler in seiner Hand; jetzt war die Waffe vollkommen nutzlos. Die gehärteten Gelatinekapseln mit dem eingearbeiteten Betäubungsmittel wirkten nur, wenn sie in die Blutbahn eines Menschen oder Tieres gerieten. Der Druck, mit dem die nadelspitzen Geschosse den Lauf verließen, reichte gerade dazu aus, etwas dickere Kleidung zu durchdringen. Die Handlaser, die einige der Männer und Mädchen mit sich führten, hätten zwar das Tor aufschneiden können - aber nur unter der Bedingung, daß dazu Ruhe und Zeit vorhanden waren.

„Norman!“ rief Wardon zu seinem Freund hinüber, der vier Meter von ihm entfernt hinter einem Felsbrocken saß. „Bewege dich etwas - paß auf, daß du nicht getroffen wirst, aber sorge dafür, daß Okur auf dich schießt!“

„Ein vorzüglicher Scherz!“ rief Norman zurück. „Hältst du mich für schwachsinnig?“

Er zuckte mit den Schultern und begann sich zu bewegen; sobald sein Arm aus der Deckung ragte, richtete sich ein Laser auf ihn und schoß. Gerade noch rechtzeitig konnte der Psychologe seine Hand zurückziehen. Der Strahl ging ins Leere und traf einen faustgroßen Stein. Während Norman sich hinter den Fels rettete, richtete sich Wardon auf und zielte sehr genau; nacheinander verfeuerte er zehn Nadeln, dann ließ er sich blitzschnell zurückfallen. Der Strahl fegte nur eine Handbreit über seinem Kopf ins Leere. Wieder bewegte sich Norman, und das Spiel wiederholte sich. Fünfmal gelang es den beiden Männern, sich nur um Haarsbreite vor einem Treffer zu retten, dann war Wardons Plan aufgegangen.

Eine Serie von Nadeln hatte die Linsen der beiden Geschütze getroffen; zwar konnte die Gelatine das Glas nicht durchschlagen, aber die breiige Masse, die nach dem Aufprall auf festes Material von den Nadeln übrigblieb, hatte die Linsen blind gemacht. Bewußt hatte Wardon darauf verzichtet, die Optik der Infrarotkamera auf diese Weise auszuschalten; sein Plan ging noch einen Schritt weiter.

Er erfüllte sich; wer immer sich in dem Fuchsbau auf Peau aufhalten mochte, er sah weiter die Angreifer und bemerkte nicht, daß seine Laserkanonen blind geworden waren. Unentwegt pumpten die Anlagen Energie in das Kernstück des Lasers, der diese Energie nicht mehr wie üblich als kohärenten Strahl abgeben konnte. Die Kanonen heizten sich auf, dann detonierten sie. Wardon sah den Feuerball, der aus der Kuppel hervorbrach; der Lärm der Explosionen ließ ihn fast taub werden. Metall kreischte, als der Druck der Explosion das Tor aus seinen Verankerungen riß, zerfetzte und durch die Luft wirbelte. Der weißglühende Stahl krachte in einen Baum, der sofort in hellen Flammen stand.

Die Gruppe wartete, bis sich der Rauch etwas gelegt hatte, dann erst rannte sie auf die Öffnung im Gestein zu. Die Beleuchtung war ausgefallen, und die Männer mußten die Handscheinwerfer einsetzen, um etwas sehen zu können. Chakra betrachtete die rauchenden Trümmer der Laserkanone; er nickte zufrieden, als er die Fernsteuerungsanlage sah.

„Das Labor muß tief im Fels liegen!“ sagte er. „Okur müßte also noch leben!“

Mit größter Vorsicht drangen die Männer in den Schacht ein. Chakra ging an der Spitze und hielt sorgfältig nach weiteren Fallen Ausschau. Nach etwas mehr als fünfzig Metern bog der Gang im rechten Winkel nach rechts ab. Vier Türen mußten mit Hilfe der Handlaser beiseite geräumt werden. Nach dem vierten Schott kam der erste bewohnbare Raum in Sicht.

„Nicht ungemütlich!“ stellte Panos nach einem kurzen Rundblick fest. „Hier kann man es aushalten!“

Einen Raum nach dem anderen untersuchten die Männer; sie fanden Möbel und eine vorzüglich eingerichtete Küche, umfangreiche Lebensmittelvorräte und einen kleinen Meiler, der die nötige Energie lieferte, die zum Unterhalt der Geheimstation erforderlich war.

„Koffer hat er nicht gepackt!“ stellte Mircea fest, nachdem sie die Kleiderschränke inspiziert hatte. „Aber wo steckt Okur jetzt?“

Norman hatte ein Labor gefunden, das mit Geräten aller Art vollgestopft war; aber schon eine flüchtige Überprüfung ergab, daß hier die Viren nicht hergestellt worden waren. Die Gerätschaften dienten einzig dem Zweck, die Vögel der Insel genau zu studieren - Norman fand Präparate und Gewebeschnitte, und die Aufzeichnungen im Testbuch waren ebenfalls unverdächtig.

„Ausgeschlossen!“ murmelte Norman bei der Lektüre des Testbuches. „Hier ist ein Experiment nach dem anderen verzeichnet; alles ist säuberlich notiert und vorzüglich beschrieben worden. Von Viren und ähnlichen Dingen findet sich keine Spur. Warum ist Okur dann geflüchtet - wozu brauchte er die Laserkanonen, wenn er hier nur legale Dinge tat?“

„Fragen haben wir genug!“ kontrte Chakra grimmig. „Versuche es zur Abwechslung einmal, mit Antworten!“

„Eine Antwort habe ich schon!“ gab Norman bekannt. „Ich bin sicher, daß es im Umkreis von fünfzig Meilen keinen Beamten gibt, der nicht von Okur oder seinen Helfern bestochen worden ist. Anders kann ich mir nicht erklären, wie Laserkanonen in ein Naturschutzgebiet geraten können.“

Wardon hatte sich inzwischen etwas eingehender mit dem Kühlschrank befaßt; ihm fiel auf, daß das Gerät im Innern zwei Birnen besaß, von denen nur eine beim Öffnen der Tür aufleuchtete. Langsam drehte er die defekt erscheinende Birne nach rechts, dann nach links. Ein scharfes Knacken war zu hören, dann drehte sich der gesamte Kühlschrank um einen Zapfen; ein Loch wurde sichtbar, gerade groß genug, um einen einzelnen Mann durchzulassen.

„Hierher!“ rief Wardon über die Schulter, bevor er sich an den Einstieg machte. Die einzelnen Sprossen der Leiter waren leicht zu ertasten; außerdem brannten in dem Schacht einige Leuchtkörper, die offensichtlich nicht an die allgemeine Stromversorgung angeschlossen waren. Langsam stieg Wardon Sprosse um Sprosse hinab; Chakra folgte ihm.

Der Schacht endete in einem kleinen Raum, in dem sich nur eine Tür befand; das Schloß war verriegelt, wie Wardon nach kurzem Probieren feststellte. Der Mann trat einen Schritt zurück und zog seinen Laser.

„Bleibt einstweilen oben!“ rief er Chakra zu. „Hier unten wird es ziemlich warm werden!“

Der rote Strahl aus Wardons Waffe traf auf das Metall der Tür und brachte es zum Schmelzen. Nach zwei Minuten hatte Wardon den Laserstrahl erst einmal rund um das massive Schloß der Tür geführt; mit dem Kolben seiner Waffe schlug er gegen das Schloß, das sich aus seiner Halterung löste und zu Boden krachte. Nach einem Fußtritt

schwang auch die Tür kreischend nach innen auf.

„Ihr könnt folgen!“ gab Wardon bekannt und vertauschte den Laser wieder mit seiner Nadelwaffe; es war Prinzip bei Adventures Inc. tödliche Waffen nur im äußersten Notfall einzusetzen.

Der Raum, den der Mann jetzt einsehen konnte, war unzweifelhaft ein Labor; Wardon erkannte Titriermanlagen, Destillatoren, Kolben und Retorten. Eine Batterie von Bunsenbrennern brannte noch unter einem großen Erlmeyer-Kolben, in dem eine grünliche Masse Blasen warf.

„Chemie wird meist als mies empfunden, weil stets sie mit Gestank verbunden!“ murmelte Wardon grinsend; sein Rundblick hatte ihm gezeigt, daß sich niemand in dem Labor aufhielt. Damit war seine gute Laune schlagartig wiederhergestellt.

„Ein hübsches Spielzimmer hat unser Freund!“ meinte hinter ihm Chakra; nachlässig steckte er seine Waffe zurück in den Gurt. „Siehst du irgendwo Virenkulturen oder eine größere Herde von Fliegen?“

Wardon ging näher an die Apparaturen heran und begann zu suchen; Chakra machte sich daran, die andere Hälfte des Labors zu durchstöbern. Fast gleichzeitig machten die Männer zwei unangenehme Entdeckungen.

Chakra stieß auf eine Geheimtür, die den Blick in einen kleinen, unterirdischen Hafen freigab. Offenbar bestand eine Wasserverbindung zwischen dem Labor und der Küste. Der Mann sah eine Anlegestelle für Klein-U-Boote, deren es auf Lykander VIII Hunderttausende gab.

„Der Vogel ist entwischt!“ murmelte er unwillig. „An diesen Fluchtweg haben wir nicht gedacht!“

„Dann müssen wir uns einen anderen einfallen lassen!“ gab Wardon zurück. „Und einen sehr schnellen dazu - hier tickt nämlich etwas!“

Chakra warf nur einen kurzen Blick auf die Schaltuhr, die Wardon mit fahlem Gesicht in die Höhe hielt; die Uhr war in einen massiven Metallblock eingeschmolzen und mit dem kleinen Atommeiler verbunden, der die Elektrizität für das Geheimlabor lieferte. Es würde mehr als eine halbe Stunde kosten, diese Höllenmaschine zu entschärfen.

Sofort rannte Chakra Wardon nach, der die Schaltuhr fallen gelassen hatte und zum Schacht zurück rannte; wie Besessene kletterten die beiden Männer die Sprossen hoch. Chakra fand noch Zeit, den Kühlschrank wieder über die Öffnung gleiten zu lassen, dann folgte er dem Team, das mit letzter Kraft rannte, um aus der unterirdischen Anlage zu entkommen. Chakra hatte gerade den Eingang erreicht, als ihn eine erbarmungslose Faust von hinten zu erfassen schien und ihn durch die Luft wirbelte. Vor den Augen des Mannes verschwamm die Welt zu einer Reihe farbiger Streifen, dann füllte sich sein Blickfeld für den Bruchteil einer Sekunde mit einem intensiven Braunton; Chakra spürte einen harten Schlag gegen seinen Brustkorb, dann verlor er die Besinnung.

„Aufwachen, Freundchen, Schlafen im Dienst ist strafbar!“ hörte Chakra eine Stimme sagen; der Mann öffnete schwach die Augen und versuchte zu sehen. Es dauerte einige Augenblicke, bis seine Augenmuskulatur wieder fähig war, den Blick zu stabilisieren. Chakra sah vor sich ein bärtiges Gesicht, das freudig grinste; dann schrie er auf und fiel in die Kissen zurück.

„Die Freunde wird ihn übermannt haben!“ meinte Derfnam freundlich. „Er wird gleich wieder zur Besinnung kommen!“

Das Team hatte sich um Chakras Krankenlager versammelt; lediglich Coreen fehlte - sie lag noch immer unter der Eisernen Lunge, die ihre ausgefallene Atemmuskulatur ersetzen sollte.

„Was ist mit mir geschehen?“ fragte Chakra schwach.

„Die Explosion hat dich gegen einen Baum geschleudert“, berichtete Panos dem Kranken. „Deine Rippen sind an ein paar Stellen gebrochen, außerdem ist dein Hirn beträchtlich erschüttert worden. Du wirst mindestens drei bis vier Wochen im Bett bleiben müssen!“

„Entsetzlich!“ seufzte Chakra. „Und was macht Derfnam hier?“

„Semesterferien!“ erklärte der Nachwuchsmediziner fröhlich. „Ich arbeite hier als Krankenpfleger, um meine Kasse etwas aufzubessern! Freust du dich?“

Chakra sah seine terranischen Freunde hilfesuchend an; seine stumme Frage, ob dies wirklich der Wahrheit entspräche, wurde mit einem Achselzucken beantwortet. Schicksalsergeben legte sich Chakra zurück.

„Was ist aus dem Labor geworden?“ fragte er dann neugierig.

„Es liegt in kleinen Teilchen auf der Insel herum“, antwortete Vaughn sarkastisch. „Obendrein ist alles radioaktiv verseucht - die Insel selbst nicht, wohl aber der Stollen und die unterirdischen Anlagen!“

„Und Okur?“ fragte Chakra weiter. „Ist er gefaßt?“

„Verschwunden!“ berichtete Panos knapp. „Als habe er sich in Atome aufgelöst. In der fraglichen Zeit ist in der Nähe von Peau kein Klein-U-Boot entdeckt worden. Wir wissen nicht, wo er sich jetzt aufhält!“

„Irrtum!“ mischte sich Ilaria ein; das Mädchen betrat die Krankenstation mit einem zuversichtlichen Gesicht. „Ich habe eine Spur von Okur finden können!“

„Berichte, Weib meiner Träume!“ meinte Panos interessiert; das Mädchen sah ihn an und schüttelte verweisend den Kopf.

„Tauchboot gehörte nicht Okur, sondern einem Verleiher!“ berichtete Ilaria. „In seinem Archiv habe ich etliche Blätter aufspüren können, die aus dem Fahrtenschreiber des Bootes stammen. Okurs Fahrten sind genau eingezeichnet!“

Ilaria holte aus ihrer schmalen Aktentasche eine große Karte hervor und breitete sie auf Chakras Bett aus. Daneben legte sie einen Stapel Karten; die Blätter aus dem Fahrtenschreiber.

Nacheinander steckten die Terraner die Ausflüge Okurs auf der Karte ab; die meisten Fahrten ließen sich sehr leicht erklären - sie führten vom Verleih auf Laxdal nach Peau. Vier Routen allerdings erregten Cecos Aufmerksamkeit.

Die zurückgelegte Strecke war um ein Mehrfaches größer als die Distanz zwischen Peau und Laxdal. Es mußte also noch einen anderen Winkel auf Lykander VIII geben, den Okur verschiedentlich angesteuert hatte. Norman steckte die Fahrtstrecke mit einem Zirkel ab und bewegte den Schreiber über die Karte.

„Hoffnungslos!“ kommentierte Chakra, als er den Kreis sah, den Norman auf der Karte eingezeichnet hatte. „Dieses Gebiet nach einem Tauchboot absuchen zu wollen, ist völlig aussichtslos.“

„Abwarten!“ meinte Ceco. „Ich vermute, daß Okur nur noch ein Versteck hat, das er einige Male aufgesucht hat. Dieses Versteck ist sehr weit entfernt, aber es wird vermutlich einen festen Standort haben!“

Wenn innerhalb der vier größeren Ausflüge Differenzen in der zurückgelegten Strecke auftreten, dann kann dies nur eine Ursache haben: Mal hat Okur von Laxdal unmittelbar sein Versteck angesteuert, mal hat er Zwischenstation auf Peau gemacht! Habt ihr das begriffen?“

Norman zog die Brauen hoch und begann nachzurechnen; triumphierend verkündete er sein Ergebnis:

„Wir haben insgesamt vier lange Fahrten, die Okur mit dem Tauchboot unternommen hat, und von denen wir glauben, daß er dabei sein unweites Versteck angelaufen hat.

Von diesen vier Fahrten haben wir drei verschiedene Fahrtstrecken in Zahlen vorliegen; zwei Fahrten waren genau gleich lang. Okur hat jetzt nur folgende Möglichkeit: Er muß von Laxdal aus starten, und er muß dorthin zurück, um das Boot beim Verleiher abliefern zu können! Richtig?“

Die anderen stimmten zu.

„Weiter: Okur kann sein Versteck von Laxdal aus anlaufen und sofort wieder zurückkehren. Die zweite Möglichkeit wäre die, daß Okur von Laxdal aus Peau ansteuert, dann das Versteck aufsucht und von dort geradlinig nach Laxdal zurückfährt! Und er kann auch den Rückweg über Peau nehmen. Das sind drei mögliche Kurse mit drei unterschiedlichen Fahrtstrecken. Ich will euch nicht mit der Ausrechnung langweilen, aber ich habe festgestellt, daß nur vier Punkte auf der Karte diesen Bedingungen genügen!“

Norman zeichnete die Koordinaten sorgfältig auf der Karte ein; Chakra beugte den Kopf über das Papier und studierte die einzelnen Punkte, die Normen eingezeichnet hatte.

„Der erste Punkt fällt sofort aus!“ stellte er fest. „Die Koordinaten treffen sich mitten auf der Insel Konplur - soweit ich das abschätzen kann, liegt dort ein staatliches Wöchnerinnenheim. Dort wird er sicherlich nicht mit einem Tauchboot aufkreuzen wollen!“

Als sich das Gelächter wieder gelegt hatte, fuhr Chakra fort:

„Die zweite Möglichkeit ist ebenfalls unsinnig. An dieser Stelle gibt es - ihr könnt es auf der Karte erkennen - eine Reihe unterseeischer Vulkane. Dort wäre er in jedem Augenblick bedroht!“

„Das muß nicht unbedingt richtig sein!“ mischte sich Mircea ein. „Gerade durch diese Überlegung wird ein solches Versteck sehr sicher! Wer wird schon dort suchen?“

„Mag sein!“ gestand Chakra zu. „Punkt drei ist mir unbekannt - offene See mit einem unterseeischen Gebirge darin. Der vierte Platz ist wieder uninteressant, weil er auf festem Land liegt.“

„Es bleiben also zwei Möglichkeiten!“ faßte Panos zusammen. „Zwei Punkte, die beide unterhalb des Meerspiegels liegen. Einmal bei den Vulkanen, das andere Mal in einem Unterseegebirge!“

„Wir werden tauchen müssen, um dort heranzukommen!“ bemerkte Ilaria. „Außerdem wird uns Okur sicherlich nicht mit offenen Armen empfangen - wir müssen also auch Waffen mitnehmen! Es fragt sich nur, welche?“

„Die Nadler sind wirkungslos“, überlegte Norman halblaut. „Die Nadeln würden sich im Wasser auflösen, bevor sie den Körper des Gegners getroffen haben. Bei den Lasern wird der Verlust durch Streuung sehr groß sein!“

Derfnam tippte dem Psychologen auf die Schulter und grinste ihn verwegen an.

„Sie haben Schwierigkeiten mit Ihren Nadlern?“ erkundigte er sich. „Geben Sie mir ein Magazin, und ich werde Abhilfe schaffen!“

Skeptisch zog Norman die Waffe aus dem Halfter und gab sie an den jungen Mann weiter, der sich pfeifend zurückzog. Nach einer Stunde kam er wieder; er machte einen siegessicheren Eindruck.

„Passen Sie auf!“ sagte er; er nahm eine der Nadeln aus dem Magazin und ließ sie in das Wasserglas fallen, das auf dem Tisch neben Chakras Krankenlager stand. Die grünlich gefärbte Nadel sank langsam auf den Boden des Glases ab und blieb dort liegen. Derfnam grinste zuversichtlich und fischte die Nadel wieder aus dem Glas und lud damit den Nadler des Psychologen. Er ging hinüber zum Fenster des Zimmers und spähte hinaus; ein Hund rannte auf dem Rasen vor der Klinik herum. Derfnam zielte kurz und verschoß die Nadel auf das Tier; wie vom Blitz getroffen brach der Hund zusammen.

„Sie sehen“, sagte der Nachwuchsmediziner stolz, „es geht auch so - ich habe die Nadeln

entsprechend präpariert. Im Wasser lösen sie sich nicht auf, wohl aber im Körper eines Getroffenen. Zufrieden?“

„Ausgezeichnet!“ lobte Chakra seinen Betreuer. „Und jetzt bringen Sie mir etwas zum Essen!“

Derfnam nickte und verschwand; nach einigen Minuten kehrte er mit einem Tablett zurück, auf dem ein Teller mit dampfendem Inhalt stand. Angewidert betrachtete Chakra den weißlichen Brei, kostete davon und spuckte ihn sofort wieder aus.

„Das soll ich essen?“ fragte er wütend.

Derfnam zuckte mit den Schultern und erwiderte kalt:

„Etwas anderes hat die Küche nicht zu bieten! Mir wurde gesagt, diese Speise fördere den Heilungsprozeß enorm! Wenn sie Ihnen nicht schmeckt, können Sie sie stehenlassen. Wenn Sie mehr als zwei Mahlzeiten auslassen, wird Ihnen das Zeug als Klistier verabreicht!“

Die Terraner zogen es vor, unauffällig zu verschwinden, bevor der Disput um das Essen in Handgreiflichkeiten ausartete.

4.

„Gibt es hier irgendwelche Fische, die uns gefährlich werden können?“ wollte Panos wissen.

Die Gruppe hatte sich einen großen Trawler gemietet und mit Ausrüstungsstücken vollgepackt; das Boot stampfte und schlingerte in der stürmischen See. Der sonst hellblaue Himmel von Lykander hatte eine bleierne Farbe angenommen; feinste Wassertröpfchen in der Luft streuten das Licht und ließen die Konturen verschwimmen. Eine drückende Hitze erschwerte das Atmen.

Norman schüttelte den Kopf, während er den Kurs korrigierte.

„In den Bereichen, in die wir mit unserer Ausrüstung vordringen können, gibt es keine Raubfische. Nur in größeren Tiefen lauern noch ein paar Bestien!“

Über dem Boot kreisten eine Handvoll Möwen, die auf Beute lauerten. Norman zog eine zerdrückte Zigarettenpackung aus der Tasche und wollte gerade eines der Stäbchen aus der Silberfolie wickeln, als eine Möwe im Sturzflug auf ihn herabstieß und ihm die Schachtel aus der Hand riß. Panos sah den Vorgang grinsend an.

„Das nenne ich Zivilisation!“ meinte er lachend. „Auf Lykander rauchen sogar die Vögel!“

„Sehr komisch!“ murmelte Norman. Er verglich noch einmal die Koordinaten des Schiffes mit dem gesuchten Zielpunkt. „Wir sind da! Unter uns müßte Okurs letztes Versteck liegen!“

Die Gruppe hatte sich für das Gebirge entschieden; dort wollte sie zuerst nach dem verschwundenen Wissenschaftler suchen. Das Boot, mit dem Okur von Peau entkommen war, hatte er noch immer nicht dem Verleiher zurückgegeben.

Das zweite denkbare Versteck in der Nähe der unterseeischen Vulkane sollte erst untersucht werden, wenn die andere, verbliebene Alternative ausgetestet war. Zudem waren in dem fraglichen Gebiet vor einigen Tagen stärkere Seebäben gemeldet worden, die es unwahrscheinlich erscheinen ließen, daß Okur sich dort verborgen hielt.

Norman ließ den Anker fallen; der Stahl zog vierhundert Meter Kette mit großem Getöse hinter sich her, dann hörte das Rasseln der Ketten auf. Das gleiche Schauspiel vollzog sich wenig später mit dem Heckanker. Der Trawler trieb noch einige Meter weit, dann strafften sich die Ketten und stoppten die Fahrt.

„Die Anker haben gefaßt!“ stellte Norman fest. „Wir können beginnen!“

Nacheinander streiften die Terraner die Taucheranzüge über, schnallten die schweren Preßluftflaschen auf den Rücken und befestigten die großen Spezialflossen an den Füßen. Dann ließen sie sich rücklings über Bord fallen. Nur Ilaria blieb zurück, um die Verbindung mit dem Festland aufrechtzuerhalten.

Das Mädchen warf die Funkboje ins Wasser. Das Gerät war mit einem sehr langen, hochflexiblen Kabel mit Normans Kopf verbunden; der Psychologe zog beim Tauchen den feinen Draht hinter sich her. Die Stimme des Mannes wurde von einem kleinen Mikrofon aufgefangen und per Draht an die Wasseroberfläche geleitet; die Boje wandelte die Impulse um und gab sie an den Empfänger auf dem Schiff weiter. Auch die Zentrale auf Laxdal konnte auf diese Weise Kontakt zu den Tauchern aufnehmen.

„Wir beginnen jetzt den Abstieg!“ konnte Ilaria hören.

„Klappt die Verständigung?“ erkundigte sich Norman.

Ilaria griff nach dem Mikrofon des Funkgeräts und antwortete:

„Einigermaßen deutlich! Kannst du mich hören?“

„Klar und ohne Störung!“ gab Norman zurück. „Wir sind inzwischen auf achtzig Meter Tiefe. Schicke uns bitte die Scheinwerfer hinterher!“

Ilaria verließ die Kabine des Funkers und ging an Deck; auf den hölzernen Planken standen vier batteriebetriebene Handscheinwerfer von beträchtlichem Gewicht. Das Mädchen brauchte ihre ganze Kraft, um die Geräte über die Bordwand zu heben und ins Wasser zu werfen. Nach den Lampen folgten Infrarotkameras.

„Geräte über Bord!“ berichtete das Mädchen atemlos, als sie wieder am Funkgerät saß. „Ich schicke euch jetzt die Sachen hinunter!“

Ein Funkimpuls löste die Sperre an den Bojen; an langen Drähten sanken die Lampen und die Kameras in die Tiefe. Die Länge des abgespulten Drahtes wurde von den Bojen automatisch gemessen und an einen Anzeiger an Bord des Trawlers weitervermittelt. Als die Markierung bei achtzig stand, betätigte Ilaria wieder die Sperren.

„Die Lampen sind in eurer Höhe!“ berichtete sie. „Könnt ihr sie sehen?“

Sie hatte die Scheinwerfer vorher eingeschaltet; in der Tiefe von achtzig Metern mußte ihr Lichtkreis mehr als zweihundert Meter betragen - wenn die Gruppe senkrecht abgestiegen war und nicht den Kurs verloren hatte, mußten die Geräte jetzt unmittelbar neben ihnen hängen.

„Wir haben das Zeug!“ gab Norman nach oben weiter. „Gut gemacht, Mädchen!“

„Irgend etwas zu sehen?“ erkundigte sich Ilaria.

„Einstweilen nichts!“ gab Norman bekannt. „Der Abstieg geht planmäßig weiter!“

Neben Normans Stimme war deutlich das Blubbern zu hören, mit dem die verbrauchte Luft aus der Maske gedrückt wurde. Die Blasen stiegen rasch nach oben und zerplatzten lautstark an der Oberfläche des Meeres. Ilaria zählte bei einem Blick aus dem Fenster genau acht kreisförmige Flächen, in denen die Blasen platzen, und atmete erleichtert auf. Noch gab es keine Schwierigkeiten.

Norman sah auf die Tauchuhr, deren Zifferblatt von einer winzigen Lampe beleuchtet wurde. Die Anzeige stand auf acht - das bedeutete, daß auf jedem Quadratzentimeter Körperoberfläche nun ein Druck von neun Kilopond lastete. Der Psychologe wußte, daß die Anker des Trawlers erst in einer Tiefe von vierhundert Metern Grund berührten - entsprechend tief mußten die Terraner also noch absteigen.

Das hätte einer Belastung von mehr als vierzig Kilopond pro Quadratzentimeter entsprochen. Diesen Belastungen war der menschliche Körper ohne zusätzlichen Schutz nicht gewachsen. Deshalb trug das Team Taucheranzüge, die aus den Geheimlabors des Terrestrischen Geheimdiensts stammten und eigens für extrem hohe Belastungen gefertigt worden waren.

Längst war vom Tageslicht an der Oberfläche nichts mehr zu bemerken; die einzige Helligkeit stammte von den schweren Lampen, die die Gruppe hinter sich her zog. „Zweihundert Meter!“ gab Norman nach oben durch; er sah sich um, ob noch alle mithalten konnten. Der Psychologe schwamm an der Spitze des Trupps, die anderen folgten in kurzen Abständen. Norman konnte deutlich hören, wie die verbrauchte Atemluft ausgestoßen wurde und gurgelnd aufstieg. Zwar war er nicht in der Lage, die einzelnen Geräusche zu unterscheiden, aber eine nur geringfügige Änderung des Geräusches hätte ihn sofort alarmiert.

Im Lichtkegel der Scheinwerfer erschienen die Ausläufer des unterseeischen Gebirges; schroffe Zacken, die von farbigen Gewächsen überzogen waren. Bunte Fische stoben auseinander, als sich die Gruppe den Felsen näherte.

„Wir sind am Ziel!“ informierte Norman das Mädchen an Bord des Trawlers. „Wir werden jetzt versuchen, Okurs Unterschlupf zu finden!“

Der Psychologe schaltete die Infrarotkamera ein; auf dem handtellergroßen Bildschirm zeichnete sich rasch ein Bild ab. Die Optiken registrierten die kaum wahrnehmbaren Temperaturunterschiede zwischen Fels, Wasser und dem Leben in der Tiefe und warfen ein entsprechendes Bild auf den Schirm. Der Grundton war ein tiefes Blau. Anhand eines Fisches, der minutenlang keine seiner Flossen bewegte, schätzte Norman die Strömungsverhältnisse ab - nach seinen Beobachtungen war das Wasser fast ohne Bewegung.

„Wir haben Glück, Ilaria!“ funkte er nach oben. „Das Wasser ist vollkommen still. Wir müßten eigentlich genau anmessen können, wo Okur entlanggefahren ist!“

Er hoffte darauf, die Spur zu finden, die Okurs Tauchboot in der See hinterlassen haben mußte. Wie alle Fahrzeuge dieses Typs arbeitete Okurs Boot mit einem Staustrahltriebwerk - Wasser wurde angesaugt, von einem Atommeiler stark erwärmt und wieder abgestoßen. Da sich das erwärmte Wasser stark ausdehnte, entstand am Rande des Triebwerks ein kräftiger Schub, der das Tauchboot antrieb. Obwohl sich das aufgeheizte Wasser rasch wieder abgekühlt haben mußte, verblieb doch ein minimaler Wert von Restwärme in der Fahrspur. Immer wieder sah Norman auf den Schirm, in der Hoffnung, dort einen hellen Streifen sehen zu können.

Er hatte die Koordinaten genau im Kopf; nach seinen Berechnungen mußte Okurs Versteck in unmittelbarer Nähe sein. Allerdings bedeutete unmittelbare Nähe in diesem Fall ein Umfeld von fast einem Quadratkilometer Fläche. Langsam stieg der Psychologe wieder in die Höhe, um den Kamm des Gebirges überschwimmen zu können. Auf dieser Seite des Felsmassivs konnte Okur sich nicht aufhalten - die Kamera hätte es anzeigen müssen.

Vorsichtshalber legte Norman zwischen sich und die oberste Spitze des Felsens einen Abstand von einigen Metern; zu gut erinnerte er sich an Kollegen, die von irgendwelchen Gewächsen eingewickelt und nur in letzter Sekunde hatten befreit werden können. Wie richtig seine Vorkehrungen waren, zeigte sich Sekunden später, als sich meterlange Tentakel nach dem Taucher ausstreckten. Norman sah die Fangarme an sich vorbeiziehen und erkannte deutlich große Nesseldrüsen, die zu Hunderten an den Tentakeln hingen. Norman machte zwei kräftige Schläge mit den Flossen, die ihn aus der unmittelbaren Gefahrenzone trugen, dann zog er den Nadler und verfeuerte zwei Geschosse auf das Zentrum der sich windenden Tentakel. Es dauerte nur Sekunden, bis die Fangarme schlaff zurückfielen.

„Derfnam hat gute Arbeit geleistet!“ sprach Norman in das kleine Mikrophon, das von einem biegsamen Stahlband dicht vor seine Lippen gehalten wurde. „Die Nadeln wirken jetzt auch im Wasser!“

„Du hast geschossen?“ fragte Ilaria aufgeregt zurück. „Ist etwas geschehen?“

„Keine Panik, Mädchen!“ antwortete Norman beruhigend. „Hier war nur ein Tangbündel, mehr nicht. Wir suchen jetzt auf der anderen Seite des Gebirges weiter!“ Langsam ließ Norman die Linse der Kamera von links nach rechts wandern; Obwohl er darauf gefaßt war, zuckte er dennoch zusammen, als sich schlagartig eine helle, gradlinige Spur auf dem Bildschirm abzeichnete.

„Wir setzen uns jetzt auf Okurs Fährte!“ meldete er nach oben.

Er gab seinen Freunden ein Handzeichen; nacheinander schwammen die Terraner zu Norman und betrachteten das Bild der Kamera. Sie klopften dem Psychologen anerkennend auf die Schulter, dann schwamm Norman als erster weiter. Ihm folgte Vaughn, der die zweite Kamera transportierte. Das Schlußlicht bildete Panos, der sich mit einem der Scheinwerfer abmühte.

Sobald Norman die Fährte erreicht hatte, wechselte er den Kurs und folgte der Spur, die auf einen Ausläufer des Gebirges zielte.

Norman hob das Handgelenk und sah auf die Uhr; seit ihrem Untertauchen war eine knappe Stunde vergangen. Wenn die Preßluftflaschen richtig gefüllt waren, reichte der Vorrat noch für vier weitere Stunden, das Auftauchen eingeschlossen. Unwillkürlich tastete Norman nach der Sicherung des Notretters. Wenn er in Schwierigkeiten geriet, bildete dieses Gerät seine einzige Überlebenschance. Im Notfall wurden aus einer kleinen Patrone, die mit hochkomprimiertem Wasserstoff gefüllt war, ein Ballon aufgeblasen, der den Taucher mit großer Geschwindigkeit in die Höhe zog.

„Wir haben das Ende der Spur erreicht!“ berichtete Norman wenig später.

Vor ihm öffnete sich der Berg; eine mehr als mannshohe Öffnung im massiven Gestein war zu erkennen, die von Algen fast völlig überwachsen war.

„Es wurde auch höchste Zeit!“ kommentierte Ilaria. „Der Draht in der Funkboje reicht nur noch für fünfhundert Meter!“

Norman murmelte einen undeutlichen Fluch. Er überlegte kurz, ob er die Verbindung schon jetzt abreißen lassen sollte, dann entschied er sich dafür, den Draht weiter mitzuziehen.

„Ich gebe dir Bescheid, Mädchen, wenn wir den Kontakt abbrechen müssen!“ informierte er Ilaria an Bord des Trawlers.

Vorsichtig drang er in die Höhlung ein; hinter ihm schwamm Vaughn und leuchtete das Innere des unterseeischen Ganges aus. Im grellen Licht des Scheinwerfers erkannte Norman sehr rauhe, stark zerklüftete Wände - vermutlich war die Höhle natürlichen Ursprungs und von Okur nur für seine Zwecke hergerichtet worden. An der Decke waren Arbeitsspuren zu erkennen. Okur hatte die Höhe des Ganges erweitern müssen, um sein Tauchboot hineinzubekommen. Norman rechnete kurz nach und schluckte; wenn es dem Professor einfiel, gerade jetzt seinen Schlupfwinkel zu verlassen, waren Norman und seine Begleiter verloren - der Gang war so eng, daß neben dem Körper des Tauchbootes gerade noch eine Handbreit Platz übrigblieb.

Die Höhle erwies sich als Tummelplatz für Seeschlange und andere Meerestiere, die zwar nicht sehr gefährlich, dafür aber überaus lästig waren und das Vordringen des Trupps hemmten. Norman verschoß ein ganzes Nadler-Magazin, um sich des Ansturms zu erwehren.

Als er seine Waffe nachlud, fiel ihm eine weitere Gefahrenquelle ein: jeder der Taucher verfügte nur über drei gefüllte Magazine. Angesichts der hohen Schußfolge der Nadler war das nicht sehr viel - es war durchaus denkbar, daß dem Trupp die Munition ausging. Dieses Risiko vergrößerte sich mit jedem zurückgelegten Meter; die Höhle schien kein Ende zu nehmen, und auch die Zahl der Seeschlange erwies sich als nahezu unerschöpflich. Die Munitionsvorräte des Teams nahmen rapide ab.

Erleichtert atmete Norman auf, als ein schwacher, heller Schimmer vor ihm ankündigte,

daß der Gang dort ein Ende hatte. Langsam schwamm der Psychologe auf den hellen Fleck zu und entdeckte das matt schimmernde Metall des Tauchbootes. Okurs Versteck war gefunden.

Behutsam stieg Norman nach oben; von dort kam die Helligkeit. Der Psychologe bewegte sich sehr langsam, um jedes Geräusch zu vermeiden, das ihn hätte Verraten können. Trotz seiner Bemühungen konnte er ein leises Plätschern nicht verhindern, als sein Kopf die Wasseroberfläche durchbrach. Norman blickte sich sofort nach allen Seiten um und atmete erleichtert auf, als er feststellte, daß kein Mensch zu erkennen war. Das Tauchboot schwamm in einem hohen Gewölbe unter dem Berg; Norman sah einen betonierten Landesteg und einen sorgfältig begradigten Rand des Beckens. Der Psychologe wollte den Kai erklettern, aber ein kräftiger Ruck an der Schulter riß ihn zurück.

„Es tut mir leid, Ilaria, aber unsere Plaudereien haben jetzt ein Ende!“ berichtete der Psychologe nach oben. Er schilderte dem Mädchen kurz, was er sehen konnte, dann zog er den Stecker aus der Fassung; die Funkverbindung war abgerissen. Sorgfältig klemmte Norman das freie Ende des Drahtes zwischen zwei Steinen fest - es war möglich, daß er die Leitung noch einmal brauchte.

Dann stieg Norman auf den Kai; der Boden bestand aus wasserfestem Beton. Ein Blick auf den Druckmesser zeigte, daß in der Höhlung der gleiche Druck herrschte wie im Wasser. Das Gewölbe war oben dicht, und der freie Raum war nur deshalb entstanden, weil das Wasser die Luft soweit komprimiert hatte, daß sie dem Wasserdruck genügend Widerstand entgegensezte.

Nacheinander schwangen sich die sechs Taucher aus dem Wasser und kletterten auf den Kai; sie schalteten das Helmradio ein, um sich verständigen zu können. Die Lautsprecher waren erfüllt vom Keuchen und Schnaufen der Männer und Mädchen.

Vaughn ging mit schleppenden Schritten zum Tauchboot hinüber; jetzt fehlte der Auftrieb des Wassers, der die Montur einigermaßen leicht machte. Nur der Druck auf den Panzer war geblieben und erschwerte die Bewegungen. Der Arzt spähte in das Bullauge in der Außenwand des Tauchbootes.

„Okur hat sein Boot verlassen!“ sagte er schnaubend. „Es gibt also hier noch andere Räume!“

Die Gruppe machte sich auf den Weg; das Betonband zog sich am Rande des Gewölbes entlang und führte dann steil in die Höhe. Nach knapp einhundert Metern stellte sich dem Team eine neue Aufgabe. Zähnekirschen betrachtete Panos das stählerne Schott, das den Weg abschloß.

„Eine Druckschleuse!“ stellte er erbittert fest. „Wir kommen nicht weiter!“

„Abwarten!“ empfahl Ceco. „Mit derlei Dingen mußten wir schließlich rechnen - wenn Okur hier leben will, wird er Vorkehrungen getroffen haben, die ihm einen Aufenthalt ohne Panzeranzug ermöglichen! Und er muß auch diese Schleuse öffnen und schließen können!“

Das Mädchen ging schlurfend näher an den glänzenden Stahl heran; sorgfältig studierte Ceco die Skalen und Schalter am Schott.

„Die innere Schleusentür ist geschlossen!“ stellte sie fest. „Und dies hier müßte der Schalter sein, der die Tür öffnet!“

Das Mädchen legte den roten Hebel um; ein Zischen war zu hören, als sich der Druck im Innern der Schleuse langsam erhöhte. Erst als in der Schleusenkammer der gleiche Druck herrschte wie im Gewölbe, schwang der Stahl langsam zu Seite. Die Kammer war groß genug, um allen sechs Personen Platz zu bieten.

Schwerfällig stapften die Menschen in die Schleuse, dann ließ Ceco das Außenschott wieder zufahren. Ein kaum hörbares Brummen erfüllte den Raum - die Pumpen saugten

einen großen Teil der Luft ab, bis sich der Druck auf eine Atmosphäre gesenkt hatte. Erleichtert atmete Norman aus und öffnete den Helm seines Anzugs; in tiefen Zügen sog er die klare Luft ein, die nach dem stickigen Luftgemisch aus den Flaschen fast berauschend wirkte. Dann öffnete sich auch die innere Tür der Schleuse.

„Wir müssen leise sein!“ flüsterte Norman. „Irgendwo in diesem Fuchsbau steckt Okur. Wir dürfen ihn nicht warnen!“

Allmählich machte sich in dem Psychologen ein ungutes Gefühl breit. Er wußte, daß bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Erpressung versucht worden war - wer auch immer das Virus erzeugt und verbreitet hatte, er hatte bislang keine Forderungen an die Regierung von Lykander VIII gestellt. Es schien, als sei es erklärtes Ziel des Mannes, der die Seuche verbreitete, den Planeten samt allen Bewohnern auszurotten. Solche Verbrechen konnte kein normales Hirn ersinnen; der dafür Verantwortliche war mit Sicherheit geisteskrank.

Was Norman störte, war die Tatsache, daß Okurs bisherige Handlungen mit diesem Bild nicht übereinstimmten. Diese unterseeische Anlage, das Versteck auf Peau, die Einrichtung beider Zufluchtsorte mußten nicht nurstellare Summen verschlungen haben - zusätzlich war ein ungeheuerer Aufwand an Arbeit erforderlich gewesen. Das aber bedeutete, daß Okur zahlreiche Helfer gehabt haben mußte. Was Okur tat, konnte diesen Helfern jedoch auf Dauer nicht verborgen geblieben sein - warum also schwiegen sie beharrlich und meldeten nicht den Mann, der offenkundig auch ihr Leben bedrohte? Für Norman ergab das keinen Sinn.

Der Psychologe schluckte heftig, als er seine Gedanken weiterverfolgte und die möglichen Schlußfolgerungen zog. Eine Deutung drängte sich ihm auf, die grauenhafte Konsequenzen hatte.

Das Team hatte inzwischen die Schaltzentrale der Station erreicht; Wardon erkannte die Kontrollgeräte für einen schweren Meiler, die Fernsteuerung der Schleusen und andere Meßinstrumente. Dann entdeckte er die Videoanlage.

Wardon pfiff leise durch die Zähne und schaltete das Gerät ein; nach kurzer Zeit erschien ein Bild, das den Wohnraum zeigte, den das Team bereits passiert hatte. Wardon suchte einige Zeit nach Schaltern, dann fand er die Hebel, die er suchte. Nacheinander ließ er die Bilder der einzelnen Kameras auf den Schirm projizieren. Das Gewölbe war zu sehen, dann ein großer Lagerraum. Wardon stellte die Aufnahme stärker ein.

„Was, zum Teufel, hat Okur vor?“ rief er verblüfft.

Die Kamera zeigte die Aufschriften auf einer Reihe von Kisten, die säuberlich gestapelt waren. Der Text besagte, daß sich in den Kisten jeweils einhundert Laser mit Magazinen befanden. Im Hintergrund des Lagerraumes erkannte Wardon auch ein Ladegerät, das gleichzeitig zehn Lasermagazine in kurzer Zeit füllen konnte.

„Damit kann Okur eine halbe Armee ausrüsten!“ meinte Mircea.

Wardon ließ die Kamera weiterwandern. Nach einem Suchen hatte er den richtigen Raum gefunden. Das Gesicht von Yale Okur erschien auf dem Bildschirm. Der Mann war damit beschäftigt, auf seinem Schreibtisch Papiere zu ordnen; seine dünnen Lippen bewegten sich pausenlos, offenbar sprach Okur mit sich selbst. Vergeblich suchte Norman nach Mikrofonen, um Okurs Selbstgespräch mithören zu können, aber die Mimik des Professors verriet deutlich, was er dachte. Okur war erregt und sichtlich wütend; vermutlich ärgerte er sich über die Mißerfolge, die er zu verzeichnen gehabt hatte.

Mircea beugte sich etwas vor, um das Bild genauer betrachten zu können; dabei rutschte sie mit der Hand ab und legte ungewollt einen Hebel um. Schlagartig versank der Raum in undurchdringliche Finsternis; nach einigen Sekunden hatte das Mädchen den Hebel

wieder gefunden, und die Beleuchtung flammte erneut auf. Okurs Gesichtsausdruck hatte sich abrupt gewandelt. Ungläubig und wütend zugleich starnte der Professor vom Bildschirm auf die Gruppe herab; dann verzog Okur das Gesicht zu einem abstoßenden Lächeln. Mit der rechten Hand faßte er nach einem schweren Steingutaschenbecher, den er gegen die Kamera schleuderte. Unwillkürlich schloß Ceco die Augen, als das Geschoß auf dem Bildschirm sich rasend schnell vergrößerte. Als sie wieder aufsah, war der Bildschirm dunkel - Okur hatte die Kamera zerstört.

Sofort verließ das Team die Schaltzentrale und machte sich daran, den Professor zu suchen. Die unterseeische Anlage war größer, als die Gruppe es sich vorgestellt hatte; immer neue Räume wurden entdeckt und durchsucht. Okur schien spurlos verschwunden zu sein. Doch schließlich zeigte sich wieder eine Spur des Mannes. Ein langer Gang tat sich auf, und aus einiger Entfernung waren metallische Geräusche zu hören. Norman riß den Nadler aus dem Halfter und stürmte den Gang entlang. Als er das Ende des Schlauches erreicht hatte, wußte er, daß Okur ihnen wieder entwischt war.

„Ein zweiter Ausgang!“ stellte Wardon wütend fest.

Wieder wurden sie von einer Schleuse aufgehalten; Okur mußte sich in der Kammer befinden, und solange er sich im Innern befand, gab es keine Möglichkeit, die Schotte zu öffnen. Deutlich war das Gegeneinanderschlagen von Metall zu hören.

„Ein Panzeranzug!“ schätzte Norman. „Das Geräusch entsteht, wenn Okur auf tritt!“

Der Innendruck der Kammer begann zu steigen; das Gurgeln des einströmenden Wassers wurde vernehmbar, und auf dem Druckmesser kletterte die Anzeige langsam in die Höhe. Beim Stand von vierzig Atmosphären kam der Zeiger zur Ruhe, dann bewies das Aufleuchten einer kleinen Kontrolllampe, daß Okur die äußere Schleusentür geöffnet hatte.

„Aus und vorbei!“ murmelte Norman niedergeschlagen. „Okur wird die Schleuse offenlassen, und wir können sie von innen nicht wieder schließen. Bis wir den anderen Weg zurückgegangen sind, ist er längst verschwunden!“

Langsam ging die Gruppe zurück; sie hatte gerade das Ende des Ganges erreicht, als der Boden unter ihren Füßen zu zittern begann. Ein ohrenbetäubendes Krachen vermischtete sich mit einem durchdringenden Zischen.

„Helme auf!“ schrie Norman. „Okur will die Schleuse sprengen!“

In rasender Schnelligkeit stülpten die Terraner die halbflexiblen Helme über und arretierten die Verschlüsse. Die Sprengladung war nicht stark genug gewesen, um das Schott sofort zu zerstören; aber es waren Risse im Beton entstanden, durch die das Wasser mit hohem Druck nach innen strömte. Norman zerrte Mircea in einen kleinen Raum, in den sich auch der Rest des Teams flüchtete. Das Wasser stieg rasch an.

Dann brach mit furchtbarem Kreischen das Schott aus seiner Fassung; mit vierzig Atmosphären Druck strömte das Wasser in die Gänge. Eine Wand aus weißem Schaum fegte an Normans Gesicht vorbei, dann faßte die Gewalt des Wassers auch nach ihm. Der Mann wurde herumgewirbelt; vor seinen Augen erschien ein Chaos aus grünem, schaumdurchsetztem Wasser; die Wände und Decken aus Beton verwandelten sich in graue Streifen, die um ihn herum zu tanzen schienen. In dem Augenblick, in dem die Stromversorgung zusammenbrach, verlor Norman das Bewußtsein.

Langsam kam Norman wieder zu sich. Er stöhnte vor Schmerz. Sein Schädel schien um das Vierfache angeschwollen, und sein Körper war eine einzige Ansammlung blauer Flecke und Prellungen.

„Immerhin!“ murmelte er schwach im Selbstgespräch. „Der Anzug hat gehalten!“

Um ihn herum war Dunkelheit; die Beleuchtung der Station war einer Reihe von Kurzschlüssen zum Opfer gefallen, und die schweren Lampen, die die Gruppe beim Abstieg mitgenommen hatte, lagen noch immer vor der Schleusenkammer im Gewölbe.

Mühsam bewegte sich der Psychologe vorwärts. Seine Hand berührte einen Körper; langsam tastete sich Norman höher, bis er seine Helmscheibe gegen die Scheibe des Bewußtlosen pressen konnte.

Norman schrie mit höchster Stimmkraft; die Schallwellen durchdrangen schwach die Scheiben. Leise klang eine Stimme zurück; Mircea kam langsam wieder zu sich. Nacheinander fand Norman alle fünf Gefährten. Wie durch ein Wunder waren alle Anzüge noch intakt. Sobald die Terraner sich halbwegs erholt hatten, machten sie sich auf den Aufstieg.

Langsam tastete sich Norman bis zu der zerstörten Schleuse vor. Dort gab es eine angenehme Überraschung; zufällig fand Wardon einen Tauchscheinwerfer in seiner Halterung, der ebenfalls den Anprall des Wassers überstanden hatte. Das Gerät funktionierte noch, wie Wardon schnell feststellte. Die Schleuse füllte sich mit einem grellen, grünlichen Licht. Wardon musterte die Gesichter seiner Freunde und nickte zufrieden. Zwar waren alle Gesichter mehr oder weniger zerschunden, aber es gelang den Terranern immerhin, hinter ihren Helmscheiben zu grinzen.

Die Schleuse befand sich an einem Bergabhang; Norman erkannte die Stelle wieder. Sie lag auf der anderen Seite des Höhenzugs unter Wasser.

Der Meeresboden war mit Schlamm bedeckt - eine deutliche Wolke markierte Okurs Fährte. Norman gab ein Haltzeichen und sah auf seine Taucheruhr. Der Vorrat reichte noch für einhundertfünfzig Minuten. Dann deutete er auf die Wolke aufgewirbelten Schlammes, die Okur hinterlassen hatte. Ceco und Mircea nickten sofort, Panos nach einigem Zögern; auch Wardon und Vaughn erklärten sich damit einverstanden, der Fährte zu folgen und einen letzten Versuch zu unternehmen, Okur zu stellen.

Der Professor hatte eine halbe Stunde Vorsprung; allerdings nutzte ihm dieser Zeitgewinn nur wenig. Norman hatte zwei Tauchermonturen in der Schleuse gesehen und wußte, daß Okur nur über ein ziemlich altes Modell verfügte, das ihm nur geringe Bewegungsmöglichkeiten ließ. In den Spezialanfertigungen, die die Terraner trugen, konnten sie fast doppelt so schnell schwimmen.

Mit kräftigen, gleichmäßigen Schlägen der breiten Flossen zog Norman der Spur nach; er hielt sich etwas oberhalb der Zone, die durch den aufgewirbelten Schlamm markiert wurde, um Okur rechtzeitig sehen zu können. Vaughn folgte; die Lampe hatte er ausgeschaltet, um Okur nicht vorzeitig zu warnen. Als Orientierungshilfe diente nur die Beleuchtung der Taucheruhr - immer wieder streckte Norman die Hand aus; wurde das schwache Licht der Uhr von Schlamm verdunkelt, befand er sich noch auf der Spur. Waren die Ziffern klar ablesbar, dann schaltete Vaughn für kurze Zeit die Lampe ein, um die Fährte wieder aufzunehmen.

Der Minutenzeiger beschrieb einen Dreiviertelkreis, als Okur endlich zu sehen war. Die Fährte führte steil bergan, bis in eine Zone, in die schon schwach, aber ausreichend das Licht der Sonne drang. Deutlich konnte Norman den Mann in seiner unförmigen Montur ausmachen. Der Professor verschwand jetzt hinter einem Felsvorsprung; vorsichtig folgte das Team. Als Wardon den Fels umschwommen hatte, war Okur verschwunden.

„Verdamm!“ schimpfte Wardon erbittert. „Schon wieder ein Versteck?“ Die Spur endete vor einem geraden Fels, dessen Vorderfront wie mit dem Messer abgeschnitten wirkte. Langsam schwamm Wardon heran und untersuchte das Material. Als er begriff, was er vor sich hatte, zuckte er erschreckt zusammen. In höchster Eile formte er mit den Händen ein Zeichen, das alle seine Freunde genau kannten - höchste Gefahr.

Ohne sich umzudrehen, schwamm der Mann wie ein Besessener los; die Hände hielt er weit vor den Kopf gestreckt, um den Widerstand des Wassers so gering wie möglich zu

halten. Das Team hatte Mühe, das Tempo mitzuhalten.

„Norman!“ rief Ilaria in das Mikrophon. „Meldet euch!“

Von Minute zu Minute steigerte sich die Unruhe des Mädchens; seit mehr als zwei Stunden hatte Ilaria jeden Kontakt zu ihren Freunden verloren. Sie spähte über die Wasseroberfläche und suchte nach aufsteigenden Luftblasen, aber sie entdeckte nur einige Stücke Treibholz und einen Schwärm bunter Fische, die neugierig das Boot umkreisten.

Das Video summte, und Ilaria schrak zusammen. Sie faßte sich rasch und schaltete das Gerät ein. Chakra meldete sich am anderen Ende der Leitung.

„Ich habe noch etwas herausfinden können!“ sagte er schnell. „Vor drei Jahren ist an dieser Stelle eine Raumfähre abgestürzt - der Pilot konnte sich gerade noch retten. Nach seinen Aussagen ist das Schiff vollständig vernichtet worden. Es wäre aber immerhin möglich, daß auf dem Meeresboden noch Teile des Reaktors herumliegen. Haben Panos und die anderen ihre Strahlungsanzeiger mitgenommen?“

„Nein!“ antwortete Ilaria sorgenvoll. „Und ich habe auch keine Verbindung mehr. Norman hat sich vor mehr als zwei Stunden zum letzten Mal gemeldet. Sie hatten gerade ein Gewölbe im Gebirge gefunden, in dem eine Luftblase eingeschlossen war. Der Draht der Sprechleitung reichte nicht weiter! Ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt noch leben!“

„Abwarten!“ Chakra versuchte das Mädchen zu beruhigen. „Es wird schon Gründe geben, die Norman davon abhalten, sich zu melden.“

„Wie steht es in Lykanopolis?“ erkundigte sich Ilaria.

Chakra zuckte mit den Schultern und antwortete:

„Einstweilen unverändert. Es werden stündlich neue Erkrankte gemeldet und zu umliegenden Sonnensystemen geflogen. Wenn diese Tendenz anhält, wird die Kapazität in den nächsten drei Tagen erschöpft sein!“

„Todesfälle?“ bohrte Ilaria weiter.

„Bislang noch nicht!“ gab Chakra Auskunft. „Inzwischen hat die galaktische Presse Wind von der Sache bekommen - die ersten Reporter schnüffeln herum. Einstweilen gilt noch eine totale Informationssperre, aber die wird nicht mehr lange halten. Ich wage nicht, mir vorzustellen, was geschieht, wenn diese Nachricht auf Lykander allgemein bekannt wird. Schon jetzt sind etliche Buchungen rückgängig gemacht worden!“

„Wieviel Zeit haben wir noch?“ erkundigte sich das Mädchen.

„Zwei Tage“, sagte Chakra hart.

„Höchstens drei - dann ist hier die Hölle los! Die Touristen werden versuchen, zu fliehen, und die Interstellaren Fluglinien werden aus Gründen der Sicherheit Lykander VIII nicht mehr anfliegen. Dann ist das Chaos komplett!“

Ilaria konnte sich ausrechnen, was das bedeutete. Lykander VIII war von einer Touristengesellschaft entdeckt und erschlossen worden. Es gab kaum Industrie, und die Landwirtschaft war kümmerlich. Der gesamte Planet war ein einziger, riesiger Dienstleistungsbetrieb. Falls sich die Nachricht von der Seuche verbreitete, war Lykander verloren. In solchen Fällen pflegte die Galaktische Hygieneorganisation eine unerbittliche Quarantäne zu verhängen.

Chakra konnte an Ilarias Gesicht ablesen, was das Mädchen empfand. Seine eigene Stimmung wurde dadurch noch niedergeschlagener.

„Wenn wir Okur fassen“, murmelte er pessimistisch, „ist das erst der Anfang. Selbst wenn es uns gelingt, den Professor daran zu hindern, weitere Stechfliegen mit dem Virus freizulassen, haben wir nur wenig erreicht - Millionen dieser Insekten schwirren bereits

herum und vermehren sich rasch. Und dann müssen wir noch ein Gegenmittel finden!“ „Das wird nicht sehr schwierig sein!“ bemerkte Ilaria mit plötzlich erwachter Zuversicht. „Okur kann niemals mit den Insekten experimentiert haben, ohne selbst gestochen worden zu sein - wenn er noch lebt, bedeutet das, daß er auch ein Gegenmittel kennt!“ „Hoffen wir es!“ meinte Chakra, dann trennte er die Verbindung.

Ilaria wartete weiter auf Kontakt zu den Tauchern; unruhig ging sie an Deck auf und ab. Plötzlich begann das Schiff heftig zu schwanken; Ilaria verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Planken. Bevor sie sich wieder aufrichten konnte, fuhr ein gewaltiger Schlag durch den Trawler. Ilaria schrie entsetzt auf. Holz splitterte, und das Boot legte sich stark zur Seite. Krampfhaft hielt sich das Mädchen an der Reling fest. Ein großer Körper aus silbrig schimmerndem Metall hatte das Schiff an der Backbordseite getroffen. Während der Trawler langsam zurückschwang und einige Tonnen grünlichen Wassers über die Bordwand schwappten, sah Ilaria aus schreckgeweiteten Augen eine Raumfähre aus dem Wasser schießen.

Der Pilot war auf eine Kollision mit dem Trawler nicht gefaßt gewesen; er verlor die Kontrolle über die Bewegungen des Raumschiffes. Der Metallkörper schwankte zur Seite, neigte sich immer mehr und verlor zusehends an Fahrt. Noch einmal peitschten die Korrekturdüsen das Wasser auf, dann krachte der Körper mit hoher Geschwindigkeit auf das Meer. Eine ungeheure Wasserfontäne nahm dem Mädchen, das sich noch immer an die Reling klammerte, vorübergehend die Sicht. Aus dem weißen Schaumgebirge löste sich ein kleiner dunkler Punkt, der senkrecht in den Himmel schoß. Der Körper beschrieb eine hohe Parabel; am Gipelpunkt angekommen, entfalteten sich die Fallschirme; langsam sank der Schleudersitz auf das Wasser zurück.

Das abgestürzte Raumschiff detonierte und brachte das Meer zum Kochen; Ilaria spürte, wie die Wellen den Trawler in die Höhe rissen. Als das Boot wieder absackte, drohte sich ihr der Magen umzudrehen. Wasser kam in großer Menge über, und mit hartem Stakkato schlugen etliche Trümmerstücke der Fähre in die Bordwand und das Deck des Trädlers ein.

Völlig benommen richtete sich Ilaria langsam auf; unter ihren Füßen knirschten die Verbände des Schiffes, gleichzeitig setzte mit infernalischem Heulen die Lenzpumpe ein und versuchte, die eingedrungenen Wassermassen über Bord zu schaffen. Das Mädchen war unfähig, etwas zu unternehmen. Die Seenotautomatik schaltete sich selbstdäig ein, während der Trawler langsam über den Bug absank. Der tonnenschwere Bleikiel wurde abgesprengt und versank.

Allmählich kehrte Ilaria in die Wirklichkeit zurück; sie kletterte auf das Dach der Kajüte und löste die Verbindungen der Rettungsinsel. Das Mädchen stemmte sich gegen die metallene Tonne und rollte den Körper vorwärts; die Insel glitt über die Kante der Kajüte und fiel klatschend in das Wasser. Das Heck des Trädlers hob sich langsam in die Luft; Ilaria rutschte auf der Schrägen aus und über das Kajütendach. Neben der Insel fiel sie in das Wasser.

Während das Mädchen sich bemühte, von dem sinkenden Schiff freizukommen, wurde die Rettungsinsel selbstdäig aufgeblasen; langsam entfaltete sich das Floß zu einer großen, hellgefärbenen Halbkugel aus vier Lagen elastischen Kunststoffmaterials. Ilaria wartete nicht ab, bis sich sämtliche Luftkammern gefüllt hatten; sie kletterte in das Innere der Insel und suchte sofort nach dem kleinen Notsender, der zur Standardausrüstung der Rettungsflöße gehörte. Sie schaltete das Gerät ein, dann setzte sie sich auf den schwankenden Boden und wartete.

Wardon hatte knapp vierhundert Meter zurückgelegt, als ein dumpfes Grollen hinter ihm den Start des Raumschiffs anzeigte. Erst in allernächster Nähe hatte Wardon erkennen können, daß der vermeintliche Fels in Wirklichkeit aus stark überwachsenem Stahl

bestand, und zwar aus jener Stahlsorte, die durch Elektronenbeschuß verdichtet war und hauptsächlich beim Bau von Raumschiffen verwendet wurde.

Das Dröhnen hinter Wardon steigerte sich, als das Schiff langsam in die Höhe stieg; die Triebwerke erzeugten großen Schub, der hinter der Fähre ein gewaltiges Vakuum schuf. Mit großem Getöse stürzten die Wassermassen hinter dem Schiff wieder zusammen. Wardon spürte, wie der Sog nach ihm griff und ihn unaufhaltsam zurückzuziehen begann. Der Mann setzte alle Kraft in die Beinschläge mit den Flossen.

Seine Anstrengungen waren vergeblich; unerbittlich zog ihn das Wasser in den Strudel. Wardon verlor die Kontrolle über seine Umwelt. Er schlug um sich und versuchte, sich mit wilden Bewegungen zu wehren. Der Strudel hinter dem aufsteigenden Schiff wirbelte den Mann um drei Achsen; wie mit Fäusten schlugen die Wassermassen auf den Panzer des Tauchers ein. Das Material war diesem Zugriff nicht lange gewachsen - Wardon spürte, wie die Gewalt des Wassers den Panzer verformte und bis auf seinen Körper durchschlug. Verzweifelt faßte Wardon an die Hüfte, suchte den Griff für den Notretter. Als er das Metall zwischen den Fingern spürte, packte ihn wieder eine Welle und stieß ihn umher. Noch einmal versuchte der Mann, gegen die Wirbel anzukämpfen und den Hebel zu erreichen.

Mit einem Ruck riß Wardon den Griff nach vorn; die Wasserstoffpatrone funktionierte noch. Rasend schnell wurde ein großer Ballon von dem Gas gefüllt; Wardon spürte einen heftigen Schlag an den Schulterblättern, als die Gurte die Wucht der plötzlichen Beschleunigung aufzufangen versuchten. Mit unwiderstehlicher Kraft zerrte das Gas den Mann in die Höhe, genau in der Spur, die das startende Raumschiff hinterlassen hatte. Das Wasser hatte sich aufgeheizt, und Wardon begann zu schwitzen.

Was aus seinen Freunden wurde, konnte Wardon nicht wahrnehmen. Um ihn herum war alles weiß von Schaum; eine schwere Masse raste an Wardon vorbei dem Meeresgrund entgegen - der abgesprengte Kiel des Trawlers. Eine der Kanten des Metalls schrammte über Wardons Anzug; ein Riß entstand, der sich rasch vergrößerte. In großer Menge schoß Wasser in den Anzug. Wardon wußte nicht, in welcher Tiefe er sich befand, aber der Druck war groß genug, um seinen Brustkorb wie mit Stahlklammern zusammenzudrücken. Das Wasser stieg bis in den Helm; entsetzt spürte der Mann die Nässe auf seinem Gesicht. Verzweifelt biß Wardon auf das Mundstück seiner Aqualunge und hoffte, daß die Tortur bald zu Ende sein würde.

Der Druck wich ebenso rasch, wie er gekommen war. Der Ballon durchbrach die Wasseroberfläche und stieg einige Meter weit in die Höhe. Wardon wurde halb aus dem Wasser gezerrt - bis der fehlende Auftrieb des Wassers den Zug des Ballons ausglich.

Aus einem Loch im Ärmel des Anzugs floß das eingedrungene Wasser langsam ab. Völlig erschöpft öffnete Wardon die Arretierung seines Helmes; in keuchenden Zügen sog er die salzige Luft ein, die über sein Gesicht strich. Mit lautem Platschen tauchte neben ihm Norman auf; auch er hatte seinen Tauchretter eingesetzt.

„Das war knapp!“ ächzte Norman, nachdem er den Helm gelöst hatte. „Fünfzig Meter näher an dem Schiff, und Adventures Inc. hätte aus dem Handelsregister gestrichen werden müssen!“

Wardon stöhnte vor Schmerz; nicht allein die zahlreichen Prellungen und Quetschungen peinigten ihn - die letzten zwanzig Meter hatte er ohne Schutz vor dem Wasserdruk zurückgelegt. Der plötzliche Druckabfall hatte bewirkt, daß sich der im Blut gelöste Stickstoff in kleine Bläschen verwandelte, die nun im Blut umherschwammen und zu tödlichen Embolien führen konnten.

„Ich gehe noch einmal „runter!“ erklärte Wardon stöhnend; er schob sich das Mundstück zwischen die Zähne und ließ sich langsam absinken, nachdem er die Verbindung zum Tauchretter gelöst hatte. Während der Ballon rasch aufstieg und vom Wind

davongetragen wurde, ließ sich Wardon absinken, bis er sicher sein konnte, daß sich der Stickstoff unter dem Wasserdruk wieder im Blut gelöst hatte, dann tauchte er sehr langsam wieder auf. Als er an der Oberfläche erschien, waren auch die anderen Schwimmer erneut aufgetaucht. Alle waren mehr oder weniger zerschlagen und erschöpft.

„Wo ist das Boot?“ fragte Ceco plötzlich; ihr war als erster das Verschwinden des Trawlers aufgefallen.

Norman suchte die Meeresoberfläche ab; nur mit großer Mühe fand er die orangefarbene Halbkugel des Rettungsfloßes. Mit gequälten Bewegungen schwamm die Gruppe zu der Insel hinüber.

„Fehlt keiner?“ fragte Ilaria besorgt, als Norman neben den Luftschläuchen auftauchte. Norman schüttelte den Kopf, während er sich an der Seite des Floßes mühevoll in die Höhe zog. Kraftlos kippte er über den Rand ins Innere der Rettungsinsel und blieb erschöpft liegen. Nacheinander kletterten auch die anderen Taucher an Bord, restlos erledigt und ausgelaugt.

„Was ist eigentlich geschehen?“ fragte Panos, nachdem sich sein Atem normalisiert hatte. „Wo ist der Trawler?“

„Okurs Rakete hat ihn beim Aufsteigen gerammt“, berichtete Ilaria zögernd; sie stand noch immer unter der Schockwirkung der Ereignisse. „Der Trawler ist gesunken, während Okurs Raumfähre eine Bruchlandung machte und explodierte!“

Resignierend ließ Vaughn den Kopf hängen.

„Vergebens!“ murmelte er schwach. „Eine vollständige Pleite!“

„Nicht so voreilig!“ warnte Ilaria. „Okur konnte sich mit dem Schleudersitz retten. Er treibt irgendwo in unserer Nähe!“

„Dann fangen wir ihn!“ versprach Ceco grimmig.

Obwohl Ilaria energisch protestierte, verteilte Vaughn aus dem medizinischen Notvorrat an Bord der Rettungsinsel Nahrungsmittelkonzentrate und leichte Aufputschmittel. Nach einer Viertelstunde spürten die Terraner keine Schmerzen mehr; auch ihre Erschöpfung hatte sich gelegt. Allerdings wußte Vaughn, daß die Wirkung der Drogen sich nach einigen Stunden verlieren würde - dann halfen den Männern und Mädchen nur noch Schlaf und Ruhe.

Die Terraner griffen zu den Paddeln, die zum Zubehör des Floßes gehörten. Norman erkletterte die Kuppel und hielt nach Okur Ausschau. Als er zurückkehrte, zeigte sein Gesicht finstere Entschlossenheit.

„Er treibt etwa einen halben Kilometer von uns entfernt!“ berichtete er. „Er liegt in dem kleinen Schlauchboot, das zum Schleudersitz gehört. Jetzt kann er uns nicht mehr davonlaufen!“

Mit gleichmäßigen, ruhigen Paddelschlägen bewegten die Männer das Floß vorwärts. Was sie antrieb, war nicht mehr der Ehrgeiz, einen Verbrecher zu stellen, ihren Auftrag auszuführen oder der Wunsch, ein hohes Erfolgshonorar zu kassieren, sondern nur noch dumpfe Wut. Okur war nicht länger ein Krimineller unter vielen; mehrfach hatte er die Gruppe zu töten versucht, und von ihm hing das Leben von hunderttausend Menschen ab.

Allmählich kam Okurs Schlauchboot in Sicht; die See war bewegter geworden, und die Insel tanzte auf - den Wellen. Nur für Sekunden konnten sich die Gegner sehen - immer dann, wenn beide Schlauchboote sich gleichzeitig auf einem Wellenkamm befanden. Okur nahm den Kampf sofort auf; seine Laserschüsse gingen über die Köpfe der Terraner hinweg.

„Einen Vorteil haben wir!“ stellte Norman grimmig fest. „Mit einem Laser kann man nicht in ballistischen Kurven schießen!“

Während Ceco und Ilaria zu den Paddeln griffen und das Floß weiter auf Okur zusteuerten, griffen die Männer zu ihren Nadlern. Norman verschoss ein ganzes Magazin in Okurs Richtung, ohne den Mann oder sein Gefährt sehen zu können. Daß die Schüsse Okur verfehlt hatten, zeigte sich Sekunden später, als ein Laserschuß die Halbkugel an der Spitze traf. Zischend entwich die Preßluft aus den Schläuchen; das Geräusch verschwand erst, als sich das Loch selbsttätig wieder geschlossen hatte.

„Hast du Notzeichen gegeben?“ fragte Norman über die Schulter hinweg.

„Sobald ich die Insel bestiegen hatte!“ gab Ilaria zurück.

„Wir müssen aufpassen!“ murmelte Wardon leicht beunruhigt. „Die Drogen wirken nur drei Stunden lang. Wenn Okur unser Floß zerschießt, müssen wir schwimmen. Ich habe keine Lust, nach all diesen Strapazen einfach zu ertrinken.“

Für einige Sekunden tauchte Okurs Schlauchboot vor den Männern auf; die Distanz betrug nur noch etwas mehr als zwanzig Meter. Norman hob den Nadler und zog den Abzug durch; er verzichtete darauf, genau zu zielen, sondern bewegte den Lauf der Waffe langsam von rechts nach links und wieder zurück. Ein Hagel von Geschossen ging auf Okur nieder. Norman sah, wie der Mann zusammenzuckte und zu schwanken begann. Gleichzeitig entwich mit schriller Pfeifen die Luft aus Okurs Boot.

„Wir haben ihn!“ rief Norman triumphierend.

Das Floß sank in die Tiefe; als die nächste Welle die Insel wieder in die Höhe trug, war von Okur und seinem Boot nichts mehr zu sehen.

„Verdamm!“ rief Norman wütend.

Ohne zu überlegen, warf er sich ins Wasser und schwamm auf die Stelle zu, an der er vor Sekunden noch Okur gesehen hatte. Vaughn sprang ihm sofort nach. Nach kurzer Zeit hatten die beiden Männer die schlaffe Hülle von Okurs Schlauchboot erreicht. Der Kunststoff trieb flach auf dem Wasser; von Okur war nichts zu sehen.

Panos tauchte sofort; glücklicherweise hatte er noch seine Montur an, auch die Preßluftflaschen hingen noch über seinen Rücken. In zehn Meter Tiefe entdeckte der Mann den Körper Okurs, der langsam auf den Meeresboden absank. Panos packte den Professor am Nacken.

„Hoffentlich lebt er noch!“ ächzte Panos, nachdem er die Wasseroberfläche wieder erreicht hatte. Okur hing regungslos in seinen Armen; sein Brustkorb bewegte sich nicht mehr. So schnell es ging, schwammen Panos und Vaughn mit dem schlaffen Körper zur Insel zurück. Ceco und Mircea halfen den beiden Männern, Okur an Bord zu wuchten.

„Die Atmung hat ausgesetzt“, stellte Ilaria fest; die Ärztin machte ein verzweifeltes Gesicht. „Auch das Herz schlägt nicht mehr!“

„Beatme ihn!“ forderte Vaughn das Mädchen auf; er selbst kramte in dem Werkzeugfach, das zur Standardausrüstung der Inseln gehörte. Nach kurzem Suchen fand er ein stabiles Messer; mit einigen kräftigen Schnitten durchtrennte er Okurs Kleidung. Dann legte er rasch und geschickt den Brustkorb frei. Sobald er den regungslosen Muskel erreicht hatte, nahm er das Herz in die Hand und begann, es zusammenzudrücken. Die Arbeit war anstrengend; Vaughns Atem ging pfeifend.

Nach mehr als fünf Minuten zuckte das Herz zum ersten Mal wieder; Vaughn verstärkte seine Anstrengungen. Er spürte, wie sich der Schlag zwischen seinen Fingern stabilisierte. Einige Minuten später richtete Vaughn sich aus seiner hockenden Stellung auf und seufzte erleichtert.

„Das Herz schlägt wieder!“ murmelte er schwach. „Wie steht es mit der Atmung?“

„Arbeitet ebenfalls wieder normal!“ meldete Ilaria.

„Wenn die Rettungsmannschaften rechtzeitig eintreffen, wird Okur durchkommen!“ meinte der Mediziner erschöpft. „Dann werden wir sehen, was geschieht!“

5.

Unruhig ging Chakra im Zimmer auf und ab; das Team von Adventures Inc. hatte es sich in den Sesseln bequem gemacht und sah dem Marsch des Lykandri lächelnd zu.

„Deine Brüche sind noch nicht restlos ausgeheilt!“ bemerkte Ilaria. „Du solltest dich etwas schonen!“

Chakra machte eine wegwerfende Geste und zündete sich eine Zigarette an. Die Gruppe wartete auf das Ergebnis der Operation, die an Okur vorgenommen wurde.

Der schwere Gleiter des Seenotrettungsdienstes war gerade noch rechtzeitig gekommen. Okur war sofort in die Klinik von Lykanopolis gebracht worden; ein Team von zehn Ärzten mühete sich, das Leben des Mannes zu retten.

Als der Chef Chirurg den Operationssaal verließ und die Maske vom Gesicht zog, starrten ihn sechzehn Augen erwartungsvoll an. Der Chirurg lächelte beruhigend, als er sagte:

„Okur kommt durch! Er hat sich zwar schwere innere Verletzungen zugezogen, als er sich aus dem abstürzenden Raumschiff katapultierte, und die Notoperation auf der See war auch nicht gerade ein chirurgisches Meisterstück - aber er wird alles überstehen. Warten Sie noch eine Zeitlang, dann ist der Patient vernehmungsfähig!“

„Sie werden aus der Zeitung erfahren, wie wichtig diese Nachricht ist“, versprach Ilaria. Der Chirurg nickte und verließ den Raum.

„Geschafft!“ Chakra freute sich. „Wir werden Okur zwingen, sein Geheimnis herauszurücken, dann ist Lykander gerettet!“

Nur Norman machte ein skeptisches Gesicht. Die Gruppe mußte etwas länger als zehn Minuten warten, dann erschien ein Krankenpfleger und führte das Team in einen kleinen Raum. In dem almodischen Bett lag Okur und sah die Gruppe mit gespannter Aufmerksamkeit an.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Professor scharf. „Warum verfolgen Sie mich?“

„Das wissen Sie vermutlich besser als wir!“ stellte Wardon kalt fest. „Immerhin haben Sie verschiedentlich versucht, uns zu ermorden!“

„Beweise!“ forderte Okur.

„Wir werden sie liefern!“ versprach Norman ruhig. „Aber zunächst werden Sie uns etwas liefern - ein Gegenmittel gegen Ihre Seuche!“

„Meine Seuche?“ fragte Okur. Der Tonfall des Erstaunens klang überzeugend echt.

„Sind Sie irre?“

„Ich bin befugt, Ihnen Strafmilderung zu garantieren, falls Sie uns ein Gegenmittel gegen das Curare-Virus verraten!“ sagte Chakra freundlich.

„Davon höre ich heute zum ersten Mal!“ erklärte Okur mit sichtlicher Verwunderung.

„Wie Sie wollen!“ sagte Vaughn. „Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen!“

Während er sprach, sah der Professor kopfschüttelnd ein Mitglied des Teams nach dem anderen an. Als Vaughn seinen Bericht abgeschlossen hatte, richtete sich Okur langsam in seinem Bett auf.

„Davon habe ich noch nie etwas gehört!“ sagte er laut. „Ich bedaure - aber helfen kann ich Ihnen in diesem Fall nicht!“

„Die Zeit ist knapp!“ erinnerte Ceco. „Wenn wir hier stundenlang mit Okur debattieren, haben wir unter Umständen keine Möglichkeit mehr, eine Panik zu verhindern - mit all ihren schrecklichen Folgen!“

„Wenn Sie nicht freiwillig reden“, drohte Norman, „dann werden wir Sie zwingen! Es -

gibt sogenannte Wahrheitsseren - Sie werden sicherlich davon gehört haben!“

„Ich kenne derartige Mittel“, meinte Okur und wurde plötzlich fahl. „Aber ihre Anwendung ist verboten!“

„Auf Lykander vielleicht, aber nicht auf Terra!“ meinte Norman eisig.

„Hier gelten aber die Gesetze Lykanders!“ erinnerte Chakra den Terraner; Okur atmete bei diesen Worten sichtlich auf. „Ich muß einschreiten, wenn ihr hier Wahrheitsseren verwenden wollt!“

Norman war nahe daran, die Ruhe endgültig zu verlieren; fauchend erklärte er:

„Während wir uns hier um Paragraphen streiten, kann draußen in jedem Augenblick die Hölle ausbrechen. Hast du das vergessen?“

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag!“ sagte Okur.

„Lassen Sie hören!“ forderte Wardon mißtrauisch.

„Ich gestatte Ihnen, ein Wahrheitsserum bei mir zu verwenden, aber nur unter einer Bedingung! Sie müssen mir versprechen, daß sich alle Ihre Fragen nur auf das Virus beziehen!“

Chakra nickte bedächtig.

„Dagegen ist nichts einzuwenden!“ meinte er gelassen. „Hält er die Belastung ohne Schaden aus?“ Die Frage galt Vaughn; der Mediziner nickte wortlos; er verließ den Raum und kehrte wenig später mit einer Injektionsspritze zurück. Die Ampulle mit dem Serum hatte er schon früher besorgt - sie gehörte zum Dienstgepäck des Teams. Mit einer Feile sägte Vaughn die Spitze der Ampulle ab, dann stach er die Nadel hinein und zog den Kolben hoch. Langsam füllte sich der Hohlraum mit dem wasserklaren Serum. Vaughn drückte einwenig von dem Serum aus der Spritze und entfernte so alle Luftblasen. Dann setzte er die Spritze an und preßte das Mittel in Okurs Armvene.

Kurz darauf verlor der Patient die Kontrolle über sich.

„Okur, kennen Sie das Curare-Virus?“ fragte Norman, nachdem Okur langsam auf das Bett zurückgesunken war.

„Ja!“ lautete die undeutliche Antwort des Professors.

„Seit wann?“ fragte Norman weiter.

„Seit ein paar Minuten!“ erwiderte Okur.

Norman biß die Zähne zusammen, dann fragte er behutsam weiter; das Verhör dauerte nur kurze Zeit. Dann wußte Norman, daß der Professor die Wahrheit sprach. Okur mochte einiges begangen haben - das Virus, das Lykanders Existenz bedrohte, hatte er weder gezüchtet, noch verbreitet.

Niedergeschlagen verließ das Team das Krankenzimmer; Norman schüttelte immer wieder den Kopf.

„Ich hätte es wissen müssen!“ hörte Mircea ihren Mann sagen; erstaunt fragte sie zurück. „Es ist mit schon in dem unterseeischen Gewölbe aufgefallen“, sagte Norman. „Diese Anlage war nur zu bauen, wenn Okur außer riesigen finanziellen Hilfsmitteln auch mindestens ein paar Dutzend Helfer hatte. Schon auf Peau ist mir klargeworden, daß in der Anlage mehrere Personen leben konnten - und mit Sicherheit dort auch gelebt haben. Aber welcher Helfer hätte noch mitgemacht, wenn er wußte, was Okur im Schilde führte? Und längerfristig konnte der Professor sein Vorhaben unmöglich verbergen - zumindest nicht vor seinen Besuchern auf Peau. Er hätte Mitarbeiter gefunden, wäre es sein Ziel gewesen, die Regierung Lykanders zu erpressen; aber nachdem trotz zahlreicher Erkrankungen nichts von Ultimaten zu hören war, ergab sich schlüssig, daß das Ziel Okurs die Vernichtung Lykanders war. Und dafür wiederum hätte er keine Helfer gefunden.“

„Da er aber welche hatte, konnte er der Übeltäter nicht sein“, setzte Wardon den Gedankengang fort. „Was nun?“

Norman zuckte mit den Schultern; es war nur noch eine Frage von Stunden, dann war das Schicksal Lykanders besiegt.

Langsam gingen die Terraner mit Chakra durch die stillen Gänge des Krankenhauses. Nur gelegentlich begegneten sie dem Personal, das einen ausnehmend fröhlichen Eindruck machte. Die meisten Bürger von Lykander wußten noch nichts von der Seuche.

„Hallo, Freunde!“ erklang hinter der Gruppe eine fröhliche Stimme. „Was macht ihr nur für Gesichter?“

Derfnam stand hinter der Gruppe und grinste gutgelaunt.

„Freunde!“ sagte er, bevor einer der Gruppe zu einer Antwort fähig war. „Ich lade euch ein. Ich habe alles da - scharfe Getränke, Wein und Kaffee, für die Damen gar süßliche Liköre und Sahnekuchen! Folgt mir unauffällig!“

Eng zusammengedrückt nahmen die Menschen in Derfnams Gleiter Platz.

Der Mediziner fuhr wie ein Besessener, und bald war das Fahrtziel erreicht - ein modernes Gebäude, zum größten Teil in einen Hügel hineinkonstruiert. Vor der Einfahrt riß Derfnam das Steuer herum und ließ den Gleiter ein paar Kreise ziehen, dann erst stoppte er das Fahrzeug. Mit leicht wackligen Knien verließ Wardon seinen Platz.

„Tretet ein!“ forderte Derfnam die Gruppe auf; er selbst ging voran.

Das Mobiliar des Zimmers war kurios; eine elektrische Kochplatte diente als Heizung, auf der Fensterbank standen leere Flaschen und üppige Gewächse, und an der Wand entdeckte Norman ein offenkundig selbst hergestelltes Kunstwerk aus Pappe, Draht und einem alten Kochtopf. Derfnam schob einen kleinen Handwagen heran, der bis zum Rand mit Flaschen gefüllt war.

„Bedient euch!“ forderte er seine Gäste auf. „Irgendwo müßten hier doch Gläser herumstehen?“

Er suchte eine Zeitlang, dann hatte er die Gefäße gefunden. In einem der Gläser lag ein anatomisches Präparat; Derfnam fischte das Muskelstück heraus und betrachtete es neugierig. Im Raum verbreitete sich ein unangenehmer Geruch nach Formalin.

„Was haben wir denn hier?“ murmelte Derfnam nachdenklich. „Ein Stück vom Musculus gracilis - hinweg mit ihm; heutzutage braucht man derlei nicht mehr!“

Immerhin war er so aufmerksam, die Gläser sorgfältig zu spülen, bevor er sie auf den Tisch stellte. Misstrauisch schnupperte Norman an seinem Glas.

„Was macht das Zwischenexamen?“ erkundigte sich Vaughn freundlich. „Bestanden?“

„Nicht ganz!“ gab der junge Mann zurück. „Ich habe gewisse Schwierigkeiten in Anatomie. Die anderen Fächer bereiten mir keine Sorge!“

„Wie hast du eigentlich unsere Nadeln behandelt?“ erkundigte sich Norman, dem plötzlich eingefallen war, daß Derfnam auf eine ihm unbekannte Art und Weise die Gelatinegeschosse wasserfest gemacht hatte, ohne daß dadurch ihre Wirksamkeit beeinträchtigt worden war.

„Ganz einfach“, antwortete Derfnam gleichmütig. „Ich habe die Nadeln mit einem leicht spaltbaren Fett überzogen; in das Fett habe ich ein paar Milligramm Throxin gemischt. Das Zeug heizt den Stoffwechsel auf und spaltet das Fett sehr schnell. Anschließend konnte sich die Gelatine auflösen und den Wirkstoff ins Blut abgeben!“

„Nicht schlecht!“ räumte Vaughn ein. „Biochemie scheint deine Stärke zu sein!“

„Mein Hobby!“ erklärte Derfnam, während er sein Glas wieder füllte. „Ich habe mir sogar ein kleines Labor eingerichtet, in dem ich ungestört experimentieren kann! Wollt ihr meine Hexenküche einmal besichtigen?“

„Ein Labor ist verdammt teuer“, meinte Wardon neugierig. „Wovon hast du das ganze Material bezahlt?“

Derfnam grinste verwegen, als er offenbarte:
„Mein Einkommen ist ein gar gewaltiges. Ich komponiere nämlich!“
Norman zuckte leicht zusammen. Ungläubig fragte er:
„Opern, Symphonien und dergleichen?“
„Kunst ist schön, aber nicht lukrativ“ erklärte Derfnam. „Ich verfasse muntere Liedchen, wie sie aus jeder Box plärren. Sie sind nicht schön, aber werden vortrefflich honoriert!“
Laut einen seiner Schlager pfeifend, schritt Derfnam eine Wendeltreppe hinunter; sie endete vor einer Stahltür, die mit einem abstoßenden Rot lackiert war.
Als er umständlich die Tür öffnete, beschlich Vaughn eine dumpfe Ahnung; als die Tür langsam zur Seite schwang, wußte er, daß er sich nicht geirrt hatte.

Auf den Gängen der Raumhafenverwaltung stauten sich die Menschen; Touristen schrieen durcheinander. Schlägereien flackerten, auf. Wutgeschrei mischte sich mit verzweifelten Klagerufen. Überall auf den Gängen lagen zerfetzte Zeitungen herum, deren Schlagzeilen den Wartenden doppelt grell in die Augen fielen.

Lykander VIII für zwei Jahre gesperrt konnten die Menschen lesen. Hygiene-Organisation verbietet jeden Verkehr mit Lykander VIII lautete eine andere Schlagzeile. Die Nachrichten waren durchgesickert. In großer Aufmachung berichteten die Zeitungen von dem Curare-Virus und seinen Folgen; meist stimmten die Angaben sogar halbwegs mit den Tatsachen überein.

Keines der Blätter berichtete präzise über das, was Lykander bevorstand. Aber unter der Menge befanden sich auch einige Männer und Frauen, deren Kombinationsvermögen ausreichte, die richtigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Ohnmächtig mußte die Polizei mit ansehen, wie Touristen ohne Rücksicht Lebensmittelgeschäfte überfielen, Gleiter stahlen und sie mit Nahrungsmitteln vollstopften. Vereinzelt kam es zu Kämpfen.

Der Raumhafen von Lykanopolis war vollständig leer; sobald die Piloten die Nachrichten gelesen hatten, waren sie blitzartig gestartet. Nur einige hundert Menschen, die sich zufällig in der Nähe aufgehalten hatten, schafften es, sich noch an Bord einer der Fähren zu retten und den Planeten zu verlassen.

„Hoffnungslos!“ murmelte der Polizeipräsident; der Mann stand am Fenster des Kontrollturms „ und starre auf die Menschenmenge, die sich auf dem Feld des Raumhafens drängte. Längst waren alle Sperrketten der Polizei durchbrochen. Auf den anderen Raumhäfen sah es nicht viel besser aus; überall versuchten die aufgeschreckten Touristen in ihrer panischen Angst, noch irgendeine Möglichkeit zu finden, den Planeten verlassen zu können.

„Hier kommt keiner weg!“ murmelte der Mann am Fenster. „Keiner!“ Er wußte, daß die großen Transferstationen im Orbit über Lykander VIII längst verlassen waren. Die kleinen Raumfähren konnten zwar anlegen, aber die großen Interstellar-Transporter, die allein für Flüge über Lichtjahre geeignet waren, waren längst verschwunden und liefen ihre Heimathäfen an. Lykander VIII war gesperrt, und für die Isolierten gab es keine Möglichkeit, den Seuchenplaneten zu verlassen.

„Eine Delegation!“ meldete der Leiter des Kontrollturms. „Soll ich die Gruppe einlassen?“

Der Polizeipräsident nickte schwach und drehte sich um, als die acht Männer den Raum betraten. Ihre Gesichter zeigten wütende Entschlossenheit.

„Was kann ich für Sie tun, meine Herren?“ fragte der Polizeipräsident mit einem resignierten Lächeln.

„Wir erwarten von Ihnen, daß Sie augenblicklich die Aufhebung der Quarantäne

durchsetzen!“ forderte der Sprecher der Delegation. „Gleichgültig, mit welchen Mitteln Sie das erreichen - die Quarantäne muß aufgehoben werden!“

„Nennen Sie mir Mittel!“ gab der Polizeipräsident zurück; innerlich fragte er sich, warum er überhaupt noch mit den Männern debattierte. „Womit soll ich die anderen Welten unter Druck setzen?“

„Schildern Sie die verzweifelte Lage der Menschen auf Lykander VIII!“ forderte einer der acht. „Die Galaxis wird doch nicht zusehen wollen, wie einige Millionen Menschen hier elend verhungern oder an der verdamten Seuche sterben!“

„Die Galaxis wird noch weit weniger gern sehen wollen, wie sich die Seuche ausbreitet und sich die Zahl der Todesopfer potenziert!“ warf der Leiter des Kontrollturms ein.

„Und andere Mittel als moralische Appelle haben wir nicht. Lykander ist Urlaubswelt - wir haben keine Rohstoffe und keine Industrieprodukte, auf die die Galaxis angewiesen wäre!“

„Bieten Sie Geld!“ sagte der Sprecher der Delegation. „Wir zahlen jede Summe!“

„Von den Konten, die Sie auf anderen Welten haben!“ gab der Polizeipräsident zurück.

„Das wird die Galaxis nicht beeindrucken. Geld ersetzt keine Menschenleben - niemand

wird bereit sein, das Infektionsrisiko zu tragen, für welchen Betrag auch immer!“

„Ein Video-Gespräch für Sie, Sir!“ meldete der Leiter des Kontrollturms. Der Polizeipräsident ging müden Schrittes zum Video hinüber.

„Was machen Sie im Kontrollturm des Raumhafens?“ erkundigte sich Norman, als er den Mann vor dem Video sah. „Hat die Presse etwa schon...?“

„Sie hat!“ bestätigte der Polizeipräsident. „Es tut mir leid, aber auch Sie werden Lykander nicht verlassen können!“

„Ich wette dagegen!“ meinte Norman grinsend. „Zehn zu eins, meinethalben auch höher!“

Rücksichtslos schob einer der acht Delegierten den Polizeipräsidenten zur Seite.

„Was sagen Sie da?“ schrie der Mann in das Mikrofon. „Sie glauben, daß es eine Möglichkeit gibt, von hier wegzukommen?“

„Allerdings!“ bestätigte Norman freundlich. „Es wird nur ein paar Tage dauern, dann ist der ganze Spuk beendet, und Sie können weiter ihre Ferien genießen. Und jetzt verschwinden Sie aus der Leitung!“

Der Mann knirschte mit den Zähnen, dann trat er zur Seite.

„Die zentrale Video-Vermittlung hat uns erklärt, es könnten keine Gespräche zur Erde mehr vermittelt werden!“ setzte Norman die Unterhaltung fort.

„Es geschah auf meine Anweisungen!“ bestätigte der Polizeipräsident.

„Machen Sie für uns einen Kanal zur Erde frei!“ forderte Norman. „Wir müssen dringend die Galaktische Hygiene-Organisation sprechen, damit die Quarantäne in ein paar Tagen aufgehoben werden kann!“

„Glauben sie, daß Sie das zuwege brächten?“ fragte der Polizeipräsident skeptisch. „Wie Sie wollen - ich lasse Ihnen ein Gespräch zur Erde vermitteln!“

„Einverstanden!“ meinte Norman heiter. „Ein Vorschlag - wir bekommen für jeden Tag, den die Quarantäne weniger als zwei Jahre dauert, eine Flasche Sekt von Ihnen - irdischen natürlich!“

„Wenn Ihnen das gelingt“, versprach der Lykandri, „lässe ich Ihnen ein Binnenmeer mit Sekt füllen!“

Norman schnalzte genießerisch mit der Zunge, dann schaltete er zurück zur Video-Zentrale. Die Männer im Kontrollraum warteten. Es dauerte eine halbe Stunde, bis sich Norman wieder meldete.

„Geschafft!“ sagte der Psychologe. „Schalten Sie sämtliche Lautsprecher, über die Sie verfügen können, auf diese Video-Gespräche! Am anderen Ende der Leitung sitzt der

Chef der Hygiene-Organisation!“

Der Kontrollturmchef tat, was Norman angeordnet hatte; lärmendes Schweigen bereitete sich aus, als das Knacken der Lautsprecheranlage eine Nachricht ankündigte. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann erschien ein faltiges Gesicht auf dem Video-Schirm, umrahmt von schütterem, weißem Haar.

„Die Galaktische Hygiene-Organisation gibt folgendes bekannt“, begann der Mann mit volltönender Stimme. „Die Quarantäne, die vor acht Stunden über Lykander VIII verhängt worden ist, wird hiermit auf drei Wochen verkürzt. Anflug und Landung auf Lykander VIII sind bis auf Widerruf gestattet. Starts von Lykander bedürfen einer Sondergenehmigung!“

Die Menge machte ihrer Freunde in ohrenbetäubendem Lärm Luft; dann rannten die Menschen auseinander und fanden sich früher oder später in einer der zahlreichen Bars wieder.

„Die Abrechnung, Sir!“ meldete Leutnant Devine seinem Chef; behutsam legte er die dicke Mappe auf dem Schreibtisch von General Cronyn ab.

„Welche Abrechnung?“ erkundigte sich Cronyn mürrisch. „Halten Sie mich für einen Buchhalter?“

„Keinesfalls, Sir!“ erwiderte der Leutnant betroffen. „Aber Sie haben sich vorbehalten, die Honorar- und Spesenabrechnung von Adventures Incorporated in jedem Fall selbst zu prüfen und gegenzuzeichnen!“

„Heilige Galaxis!“ ächzte der General. „Ist diese Brut schon wieder auf Terra?“

„Die Damen und Herren warten im Vorzimmer!“ meldete Devine; er lächelte unterdrückt. Devine ahnte, daß es wieder zu Auseinandersetzungen kommen würde; es gab immer Schwierigkeiten, wenn Adventures Inc. abrechnete.

Langsam ging der General die Aufstellung durch; von Zeit zu Zeit produzierte er ein unwilliges Brummen und schüttelte den Kopf.

„Ein Trawler!“ las er vor. „Ist diese Bande komplett wahnsinnig geworden? Rufen Sie die Leute herein!“

Mit offenkundigem Vergnügen öffnete Devine die schwere hölzerne Tür zum Nebenraum. Nacheinander marschierten die Mitglieder des Teams in den Raum. Cronyn rümpfte die Nase, als er die Menschen sah; ihre Kleidung hatte wenig mit dem zu tun, was Cronyn unter seriös verstand. Vaughn trug ausgefranste Hosen und ein halboffenes Hemd. Ceco hatte sich für einen extrem kurzen Malerkittel entschieden, den sie selbst mit Blumen bestickt hatte. Die anderen Mitglieder des Teams boten ähnlich befremdliche Anblicke.

Cronyn trommelte mit den Fingern auf der massiven Tischplatte.

„Zum zweiten Male innerhalb weniger Monate finde ich auf Ihrer Spesenrechnung ein vollständiges Schiff nebst Zubehör?“ begann der General. „Des weiteren finde ich hier einen eingerichteten Bungalow aufgeführt - und natürlich jede einzelne verschossene Nadel eigens abgerechnet! Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?“

„Mitnichten!“ meinte Norman ungerührt.

„Was ist auf Lykander VIII vorgefallen?“ wollte der General wissen.

Norman runzelte die Stirn und fragte zurück:

„Lesen Sie keine Zeitungen?“

„Nein!“ schrie der General gereizt. „Und ich weiß auch nicht, was Sie jeweils für einen Unfug treiben. Ich bin lediglich für das Personal- und Rechnungswesen des

Geheimdienstes zuständig. Von der Einsatzleitung weiß ich nichts!“

Wardon seufzte unterdrückt, dann gab er einen vollständigen Bericht über die Aktion auf Lykander VIII. Der General hörte mit mäßigem Interesse zu; schließlich aber begann ihn die Erzählung zu interessieren.

„Wenn Okur nicht der Übeltäter war“, wollte er wissen, „was hat er dann angestellt?“

„Er plante einen hübschen kleinen Putsch“, berichtete Ceco. „Okur ist auf Roxande II geboren, und einige einflußreiche Persönlichkeiten dort hielten ihn für den geeigneten Regierungschef. Auf Lykander sollte Okur in aller Ruhe eine kleine Privatarmee aufbauen; sobald die Truppe einsatzbereit war, sollte er die Herrschaft auf Roxande II übernehmen!“

„Und ganz nebenbei beschäftigte er auch noch den größten bislang ausgehobenen Rauschgifthändlerring!“ setzte Ilaria den Bericht fort. „Mit den Gewinnen aus diesem Geschäft finanzierte er seine Privatarmee. In den nächsten Tagen wird man ihm und seinen Helfern den Prozeß machen!“

„Ich habe verstanden!“ sagte Cronyn; er wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Und wer hat dann das Virus ausgesetzt? Ist der Wahnsinnige endlich hinter Schloß und Riegel?“

Unwillkürlich mußte Norman lachen, als er sich an die Entlarvung des Übeltäters erinnerte...

... Schon als die Tür sich langsam öffnete, hörte Norman ein Sirren, das ihm sehr vertraut erschien. Derfnam ging voran und schaltete die Beleuchtung ein. Im Licht der großen Leuchtkörper an der Decke erkannte der Psychologe eine verwirrende Ansammlung von großen Glaskäfigen, Tiegeln und Retorten.

„Mein Labor!“ erklärte Derfnam strahlend. „Gefällt es euch?“

„Trefflich, Gevatter!“ murmelte Wardon, die eigentümliche Sprechweise Derfnams kopierend. „Sagt an, was treibt ihr hierorts?“

„Dies und das!“ antwortete Derfnam gedankenlos. „Was mir gerade so in den Sinn kommt!“

Im Hintergrund des großen Raumes entdeckte Norman ein großes Gefäß aus Glas, in dem ein kopfgroßer, runder Körper zu sehen war. Das durchdringende Summen, das den Raum erfüllte, ging von diesem Körper aus.

„Dies hier sind ganz ordinäre Stechfliegen!“ berichtete Derfnam und deutete auf das Glasgefäß. „Ich habe sie ein bißchen mit radioaktiven Strahlen traktiert - jetzt vermehren sie sich dreimal schneller als üblich und pieken ein wenig häufiger!“

Norman holte tief Luft; aus den Augenwinkeln heraus sah er, wie seine Freunde darum kämpften, die Fassung zu bewahren.

„Und was hat das für einen Sinn?“ erkundigte sich Vaughn freundlich und deutete auf einen übergroßen Brutschrank für Bakterienkulturen.

„Das ist nichts Besonderes“, wehrte Derfnam ab. „Ich habe mir ein kleines Virus zusammengebastelt!“

„Ein kleines Virus?“ wiederholte Vaughn kraftlos. „Kann ich darüber Näheres erfahren?“

„Gerne!“ meinte Derfnam. „Ich weiß allerdings nicht mehr ganz genau, wie ich das Zeug zusammengemixt habe. Irgendwo liegen hier die Unterlagen herum über meine Versuche. Ich habe nur ein paar bekannte Viren umgemodelt, mit Radioaktivität bearbeitet - und das kam dabei heraus!“

Er zeigte Vaughn eine Karte, auf der die elektronenmikroskopische Vergrößerung des Virus zu erkennen war; Vaughn brauchte nur einen Blick, um das Gebilde als das Curare-Virus zu identifizieren.

„Ist das nicht ein wenig gefährlich?“ wollte Norman vorsichtig wissen.

„Überhaupt nicht!“ antwortete der junge Mediziner selbstbewußt. „Eine kleine Injektion dieses Präparats genügt, um das Virus sofort unschädlich zu machen. Ich bin schließlich nicht verrückt!“

Norman war entschieden anderer Meinung, aber er hütete sich, etwas zu sagen. Vaughn untersuchte, den Inhalt einer kleinen Flasche, die Derfnam ihm bereitwillig aushändigte. „Eine Abwandlung des sattsam bekannten Acetylcholins“, erklärte Derfnam. „Das Zeug läßt den Stoffwechsel des Virus zusammenbrechen. Hat mich zwei Tage gekostet, das Gebräu zu sieden!“

Langsam kam Licht in die Angelegenheit; Ilaria untersuchte unauffällig den Glaskasten, in dem die Stechfliegen ihr Nest gebaut hatten. Derfnam hatte aus dem Kasten eine Plastikleitung abgezweigt und mit einer Falle versehen; die Fliegen, die hineingerieten, mußten durch den Schlauch krabbeln und ließen dabei über eine Kultur des Virus. Damit war klar, wie die sonst harmlosen Insekten zu dem Erreger fanden. Der dünne Plastikschlauch führte an einem Meßgerät vorbei, das - wie der Tisch im Wohnzimmer - mit braunen Zigarettenspuren übersät war. Norman sah sich dieses Stück des Schlauches genau an.

Irgendwann einmal mußte die Glut einer Zigarette den Schlauch berührt haben; eine Öffnung war entstanden, durch die die Insekten ohne Mühe entweichen konnten. Und in unmittelbarer Nähe des ungewollten Schlupfloches befand sich der Lüftungsschacht.

Derfnam bemerkte Normans Interesse und beugte sich neugierig über den Schlauch.

„Oha!“ murmelte er verblüfft. „Ein paar der netten Tierchen sind entwischt...“

„... Es wird doch nicht etwa etwas geschehen sein, meinte dieser Gemütsmensch!“ schloß Norman seinen Bericht. „Wir haben ihm dann vorsichtig beigebracht, was er mit seinem Experimentieren heraufbeschworen hatte. Derfnam hatte tatsächlich keine Kenntnis von den Vorgängen auf Lykander VIII. Wenn er nicht mit uns zusammen war, hielt er sich in seinem Haus auf und komponierte oder bereitete sich auf sein Zwischenexamen vor!“

„Unser Fehler war es, das wir an böse Absicht glaubten“, setzte Mircea. den Bericht fort. „Wir konnten natürlich nicht damit rechnen, daß ein Genie mit einigen geistigen Defekten ohne Absicht eine Seuche verbreitet. Derfnam zeigte sich ziemlich niedergeschlagen!“

„Und was ist aus dem Mann geworden?“ fragte Cronyn fassungslos.

„Nun!“ meinte Norman gedeckt. „Wir haben die Hygiene-Organisation verständigt, die Formeln durchgegeben und etliche Tonnen des abgewandelten Acetylcholins bestellt. Anschließend konnte die Quarantäne verkürzt werden.“

„Ich will nicht wissen, was Sie anschließend gemacht haben!“ schrie der General. „Ich will wissen, ob dieser Irre noch frei herumläuft!“

„Er läuft nicht!“ erklärte Norman dem erbosten General. „Er sitzt im Nebenzimmer!“

Cronyn schnappte nach Luft. Bevor der Offizier sich entladen konnte, hatte Devine die Tür geöffnet. Pfeifend trat Derfnam ein und winkte dem Team zu.

„Nett, euch zu sehen!“ meinte er. „Und wer ist der gichtbrüchige Opa mit dem Blutstau im Gesicht?“

Cronyns Gesicht rötete sich bei diesen Worten noch mehr; er wollte schreien, brachte aber nur ein dumpfes Gurgeln zuwege. Derfnam ging zu dem General hinüber und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„In Ihrem Alter sollte man sich nicht derart aufregen!“ meinte er freundlich. „Außerdem ist Ihr Blutdruck zu hoch. Da fällt mir ein - ich habe inzwischen ein stark blutdrucksenkendes Mittel entwickelt. Es ist ganz harmlos - die einzige Nebenwirkung ist ein kurzfristiges Erblinden und ein paar Krampfanfälle. Soll ich das Zeug einmal

testen?“

Er schüttelte verwundert den Kopf, als Norman und Panos synchron aufsprangen und ihn davon abhielten, in die Tasche zu greifen; vermutlich trug er sein neu entwickeltes Medikament bei sich.

Cronyn fand langsam seine Beherrschung wieder; er tastete nach der Sprechverbindung zu seinem Vorzimmer.

„Miß Prendergast!“ keuchte der General in das Mikrophon. „Rufen Sie zwei Männer und schicken Sie sie in mein Zimmer! Ich werde diesen Scharlatan arretieren lassen!“

„Ich fürchte, Ihre Sekretärin wird Sie nicht hören können“, meinte Derfnam traurig. „Bei ihr habe ich nämlich die Nebenwirkungen erst festgestellt!“

Ein entschlossenes Funkeln trat in Cronyns Augen; er griff nach dem Schreiber, zeichnete die Abrechnung ab und drückte den Ordner in Normans Hände. Dann wies er wortlos zur Tür. Die Gruppe verließ den Raum; hinter ihnen sank Cronyn erschöpft in seinen Sessel zurück.

„Was unternehmen wir jetzt?“ fragte Coreen, als das Team die Bürogebäude des Terrestrischen Geheimdienstes verlassen hatte; das Mädchen hatte sich dank Derfnams Medikament überraschend schnell von seiner Krankheit erholt. „Ich schlage vor, wir genehmigen uns ein feudales Mahl. Kommen Sie mit, Devine?“

„Ich bedaure!“ meinte der Leutnant höflich. „Ich werde bereits erwartet!“

Er verbeugte sich kurz und eilte davon; in der Nähe stand ein Gleiter mit laufendem Motor. Hinter dem Steuer sah Ceco einen blonden Haarschopf. Sie lachte laut auf, als sie Tisha erkannte. Die anderen stimmten in ihr Lachen ein, das sich noch verstärkte, als der Gleiter an ihnen vorbeifuhr!

Devine war rot angelaufen und verkroch sich förmlich in seinem Sitz, Lachend ging das Team weiter; Derfnam schloß sich ihnen an und meinte: „Ihr seid zwar ein bißchen verrückt, aber sonst ganz nett. Warum lacht ihr eigentlich?“

ENDE